

Das Zimmer der Stiftung des Eisernen Kreuzes im Kgl. Schloß in Breslau
Aquarell von Theodor Blätterbauer
im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer

Gleisiche Chronik



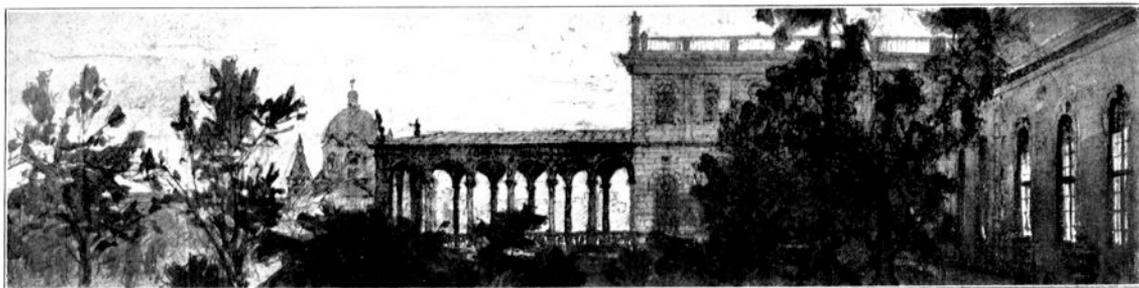
6. Jahrgang Nr. 12 15. März 1913



Einweihung der Gedenktafel für Ferdinande von Schmettau in Ohlau
(Seite 288)

phot. Felscher in Ohlau





Das königliche Schloß in Breslau
Aquarell von Theodor Blätterbauer

Aus großer Zeit

Vom Eisernen Kreuz. Vor hundert Jahren, am Geburtstag der damals schon verewigten Königin Luise, am 10. März, hat Friedrich Wilhelm III. das Eiserne Kreuz im königlichen Schloße in Breslau gestiftet. Das Zimmer, in dem es geschah, zeigt die Beilage Nr. 25 nach einem Aquarell von Theodor Blätterbauer im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau. Dieses besitzt innerhalb einer sehr großen, ererbten Sammlung von Handzeichnungen des Künstlers auch das als Randleiste auf dieser Seite wiedergegebene Bild des Schloßäußeren mit den noch offenen, jetzt zugebauten Säulenhallen. Beide Bilder — die 1872 erbaute, im Hintergrunde erscheinende Synagoge zeigt es — sind erst entstanden, nachdem König Wilhelm am 19. Juli 1870 die Stiftungsurkunde des Ordens erneuert hatte. Es ist fraglich, ob die Ausstattung des Zimmers, als Blätterbauer es malte, dieselbe war, wie 1815, aber es ist möglich; jedenfalls sieht das Zimmer jetzt wesentlich anders aus, wird aber immer noch als „Zimmer des Eisernen Kreuzes“ gezeigt. Auch der Gipsabguß auf dem Pfeilerpiegeltischen, vermutlich die Königin Luise (wahrscheinlich nach Rauch) darstellend, ist nicht mehr darin.

Ein wichtiger neuer Beitrag zur Geschichte des Eisernen Kreuzes ist in diesem Hefte auf Seite 337 enthalten, wo Rektor Urbanek die Frage stellt und beantwortet: Wo ist das Eiserne Kreuz von 1815 gegossen worden? Der Verfasser dieses Aufsatzes hat in diesen Tagen im Rhönix-Verlage (Fritz und Carl Siwinna) eine kleine Schrift über das Eiserne Kreuz erscheinen lassen, auf die hiernit verwiesen sei, weil sie neben den schon betonten neuen Forschungen in leicht faßlicher Form das im Kern enthält, was bisher über das Eiserne Kreuz veröffentlicht worden ist, zuletzt von Dr. Friedrich Perle (Das Eiserne Kreuz von 1815, Halle a. d. S. 1911). Kein Orden, das muß betont werden, war wohl derartig ein Denkmal seiner Zeit, wie gerade dieser. Es war wie ein Sinnbild, das nach den Ideen, die ihm zugrunde liegen, von dem Fürsten, der seine Stiftung vollzog, wie von dem Geschlecht, das sie erlebte, sehr viel höher eingeschätzt wurde, als ein bloßes äußeres Zeichen der gebenden und empfangenden Anerkennung persönlichen Verdienstes.

In der Stiftungsurkunde heißt es zu Anfang: „In der jetzigen Katastrophe, von welchen für das Vaterland alles abhängt, verdient der kraftvolle Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigentümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Uebel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmütigkeit herabsank, bewährt der hohe Mut, welcher jetzt jede Brust belebt und welcher nur, auf Religion und treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend, ausbarren konnte. Wir haben beschlossen, das Verdienst, welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege, entweder in dem wirklichen Kampfe mit dem Feinde oder außerdem

im Felde oder daheim, jedoch in Beziehung auf diesen Kampf um Freiheit und Selbständigkeit erworben wird, besonders auszuzeichnen und diese eigentümliche Auszeichnung nach diesem Kriege nicht weiter zu verleihen.“

Es gab in der bekannten Form aus Eisen mit Silberrand, die Vorderseite ohne Inschrift, die Rückseite mit dem gekrönten Namenszug FW, drei Eichenblättern und der Jahreszahl 1815 — an einem schwarzen Bande mit weißem Rand für Kämpfer und an einem weißen Bande mit schwarzem Rand für Nichtkämpfer — zwei Klassen und ein Großkreuz. Die erste Klasse hat neben dem Kreuz zweiter Klasse — sie wurde nur dem verliehen, der die zweite Klasse schon besaß — ein Kreuz am schwarzen Bande mit weißer Einfassung auf der linken Brust. Das Großkreuz war noch einmal so groß als das der zweiten Klasse und wurde am schwarzen Bande mit weißer Einfassung um den Hals getragen. Es wurde nur für eine gewonnene Schlacht, für Wegnahme oder erfolgreiche Verteidigung einer Festung verliehen. Blücher, der das Großkreuz nach Verdienst schon besaß, erhielt nach der Schlacht bei Belle-Alliance und dem zweiten Einzug in Paris am 7. Juli 1815 vom Könige noch eine neue, einzig dastehende Art, den sogenannten Blücher-Stern: ein von goldenen Strahlen umgebenes Eisernes Kreuz.

Bereits Ende April 1815 wurde das Eiserne Kreuz das erstemal verliehen, und nach dem Kriege zählte man 17 779 Personen, die es erhalten hatten, von Ausländern nur zwei, den Kaiser von Rußland und den Großfürsten Konstantin. Wie der König und die königlichen Prinzen, erhielten es auch diese beiden Fürstlichkeiten nur zweiter Klasse.

Eine symbolische Deutung des Ordens gab der Heraldiker Gottschalk.

„Der Stoff weist auf die schreckliche Zeit, in der man lebte, und weist zugleich auf das Mittel hin, welches der Schöpfer zur Befreiung in die Erde legte. Die Form erinnert an den Jammer, den man erduldet, aber auch an die Heiligkeit der Sache, für die man fecht. Durch die Königskrone wird zuerst die Sache des gemeinen Wesens an den Thron geknüpft; dann tritt in dem Namenszuge die Person des Königs hervor, der kein Bedenken trug, Thron und Krone um die Ehre des gemeinen Wesens und für das Glück seiner Untertanen zu wagen. Der Eichenzweig deutet auf deutsche Art und Sinn, und die Jahreszahl rückt die heilige Zeit vor die Seele, wo große Entschlüsse zu großen Taten geführt haben. In der silbernen Einfassung sieht man das kräftigste, männlichste Metall vom reinsten und zartesten umfließen. Das Äußere empfehle Lieblichkeit und Ansduld, aber im Innern wohne Festigkeit und Kraft, und wenn wir Frieden und Wohlstand suchen, so sollen wir nie das Schwert und den Krieg scheuen.“

General von Boyen aber schrieb in seinen „Denkwürdigkeiten“:

„Es freut mich, hier sagen zu können, daß der König jetzt auch mit einem ihm eigenen Gedanken hervortrat, der vielfach und günstig in die Stimmung der Zeit eingriff. Es war dies die Stiftung des Eisernen Kreuzes; ich habe den eigenhändigen ersten Entwurf des Königs sowie die von ihm mit Bleistift entworfene Zeichnung selbst in Händen gehabt.

Es war dies in jeder Hinsicht ein glücklicher Gedanke: die Eigentümlichkeit des gewählten Zeichens, welches von allen bisherigen Dekorationen abwich, das Metall, aus dem es bestand, und das zugleich als Symbol der Zeit dienen konnte, die Form, die an die deutschen Ritter in Preußen erinnerte, vor allem aber das gleiche Anrecht des Soldaten wie des Generals gaben diesem Schmuck einen großen Wert und erzeugten bei dem allgemeinen Wunsche, ihn zu erwerben, mehr als eine kühne Tat.“

Max von Schenkendorff hat das Eiserne Kreuz in einem bekannten Liede besungen, das anhebt:

Auf der Rogat grünen Wiesen
Steht ein Schloß in Preußenland —

und Friedrich Rückert dichtete ein

Geharnischtes Sonett

Nicht mehr das Gold und Silber will ich preisen;
das Gold und Silber sank herab zum Sande,
weil würdiglich vom ersten Vaterlande
statt Golds und Silbers ward erhöht das Eisen.

Wer Kraft im Arm hat, geh', sie zu beweisen,
ein Eisenschwert zu schwingen ohne Schande,
es heim zu tragen mit zerhau'nem Rande
und dafür zu empfangn ein Kreuz von Eisen.

Ihr goldnen, silbren Ordenszeichen alle
bracht vor dem stärkeren Metall in Splitter,
fallt, denn ihr rettetet uns nicht vom Falle!

Nur ihr, zukünft'ge neue Eisenritter,
macht euch hinfort zu einem Eisenwalle
dem Vaterland, das Kern jetzt sucht statt Flitter.

Als die von den Franzosen geraubte Vittoria nach dem Friedensschluß nach Berlin zurückgebracht wurde, erteilte der König dem Baumeister Schinkel den Auftrag, das ruhmreiche Zeichen in großer Form an beiden Seiten des Brandenburger Torcs anzubringen. Schinkel geriet durch diesen Auftrag in Verzweiflung; denn er verhehlte sich nicht, daß das Kreuz in seiner Gestalt zu dem antifizierenden Bauwerke von Langhans nicht passe. Aber er wußte sich zu helfen. Die Vittoria erhielt nach ihrer Rückkehr einen mit einem Lorbeerkränze geschmückten Stab in die Hand, und in diesen Kranz wurde das Eiserne Kreuz eingefügt.

Der König rief und alle, alle kamen ist der Titel eines in Beilage Nr. 26 wiedergegebenen Gemäldes, das das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau zur bleibenden Erinnerung an das Jubiläumsjahr 1913 als wertvolles Geschenk erhalten hat. Herr Verlagsbuchhändler Arnold Hirt in Leipzig, Ehren doktor der Breslauer Universität, hat es von Professor Eduard Raempfer malen lassen und es seiner Vaterstadt gestiftet. Das Bild wird zum ersten Male in dem Breslau gewidmeten Raume der historischen Ausstellung dieses Jahres ausgestellt und dann dem Kunstgewerbemuseum überwiesen werden, das in seinem jetzigen oder in einem neuen Hause eine neue Abteilung „Erinnerungen an die Freiheitskriege“ einzurichten gedenkt. In ihr wird dieses Bild der Anwerbung der Lützower mit Recht einen Ehrenplatz einnehmen.

Außerdem hat Dr. Hirt eine Reproduktion des Bildes an alle Breslauer städtischen Schulen verteilt, wie er ihnen schon früher einmal eine Nachbildung des Menzelschen Gemäldes „Huldigung der schlesischen Stände vor

Friedrich dem Großen“ geschenkt hat, das dem Museum der bildenden Künste gehört. Den Verkauf des Kunstblattes hat die Kunsthandlung von Theodor Lichtenberg in Breslau übernommen.

Das Raempfer'sche Bild, für das der Künstler sehr gewissenhafte Studien gemacht und das er mit Sorgfalt durchgeführt hat, ist ein stattliches Breitbild mit sehr vielen lebensgroßen Figuren. Wir stehen vor dem Hause „Zum goldenen Hepter“ auf der Schmiedebrücke in Breslau, in dessen Erdgeschoß das Werbebüro der Lützower lag. Lützow, Körner und noch ein dritter der Freiheitskämpfer stehen in der Tür des Hauses, Friesen und Jahn schauen aus dem Fenster, alle empfangsbereit. Denn gerade naht eine Schar von neun jungen Leuten, Studenten, Handwertern, Bauersöhnen, teils in heller Begeisterung, teils ernst und bereit, in den „heiligen Krieg“ zu ziehen. Viel Volk läuft mit, alt und jung, neben einem großen, von Schimmeln gezogenen Plauwagen, der Leute vom Lande in die Stadt bringt. Ein Bub mit einem Holzschwerte in der Hand sucht seiner kleinen Schwester und der Mutter davonzulaufen, die ihr jüngstes Kind an sich preßt, aber doch mit voller Anteilnahme und freudig bewegt dem laut jubelndem Zuge der jungen Leute folgt. Auch auf den Mienen einer ruhigeren Gruppe, die ein Schlächtermeister, ein greises Ehepaar und einige liebliche Bürgerstöchter bilden, die den Zug auf sich zukommen lassen, liegt nicht Neugierde allein, sondern vor allem Stolz auf die Jugend des Volkes, das für sein Vaterland Gut und Blut zu opfern bereit ist.

So wirkt das Bild schon durch seinen inneren Gehalt, bietet aber auch im einzelnen sehr viele malerische Schönheiten. Man kann wohl sagen, daß man ihm den „Auftrag“ nicht ansieht, sondern daß der Künstler ihn zu einer Herzenssache gemacht hat.

Hohenzollerndank. Graf St. Marjan — ein kaum noch genannter Name, der des französischen Gesandten am Berliner Hofe zur Zeit der Erniedrigung und der Erhebung Preußens! Und doch bedeutete er im Unglück viel für den Hof. . . . Erscheint doch Napoleon nie so sehr Parvenü wie als Sieger den alten Dynastien gegenüber: je größer die Wehrlosigkeit auf ihrer, desto größer die Rücksichtslosigkeit auf seiner Seite. Und entsetzten doch auch seine Befehle und Weisungen an seinen Gesandten, die königliche Familie betreffend, ganz und gar diesem Geiste. Aber St. Marjan war vornehmer als sein kaiserlicher Herr. „Ehronung, Feinheit und Hartgefühl“ werden ihm nachgerühmt. Sie sollten ihm gelohnt werden. Zur Zeit der Erhebung in Breslau gestaltete sich seine Stellung so unerquicklich wie nur möglich. Fortwährend sah er, was sich vorbereitete, und war doch ohnmächtig, weil nichts ausgesprochen war. Saß im Theater in seiner Loge und „schwigte Blut“, wie Holtei sagt, bei den patriotischen Kundgebungen. Interpellierte zwar den Staatskanzler Hardenberg wegen der Studenten-Demonstrationen, mußte sich aber mit dem kühlen Hinweis auf gefährliche Erzeffe bei der geringsten Gegenmaßregel abfertigen lassen. Es war für ihn ein böser, peinlicher Schluß seiner Mission. — Und dazu beschwerte sein Herz ein tiefer privater Kummer. Sein Sohn war dem Kaiser mit der großen Armee nach Rußland gefolgt, in russische Gefangenschaft geraten und in die sibirischen Bergwerke geschleppt worden. — Da, als in Breslau der folgenreichere Besuch Kaiser Alexanders von Rußland mit seinen Festen verrauscht ist, kurz vor der Abreise des Haren, bittet sich der Kronprinz, der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV., eine Gnade von ihm aus. Freundlich wird sie diesem Wittsteller zugestanden. Und der Kronprinz bittet um die Freilassung des jungen Grafen St. Marjan. Sie wurde von Kaiser Alexander sofort veranlaßt und ein Offizier mit der Freiheitsankündigung nach Sibirien abgeschickt. . . . Die Schlesischen Provinzialblätter haben es gebucht. Es war ein echter Hohenzollerndank!



phot. Gebr. Haedel in Berlin

Vom Taubenmarkte in Löwenberg
Einholen der Marktbesucher mit Musik vom Bahnhofe

Alttertümliches

Innungsaufzug in Schweidnitz. Ein feierlicher Innungsaufzug nach altem Kunstbrauch fand am 24. Februar in Schweidnitz aus besonderer Veranlassung statt. Die seit Jahrhunderten bestehende dortige Bäcker-Innung hatte in ihrem letzten Quartal den Beschluß gefaßt, ihre wertvollen Geräte und Innungsläden, Arkunden und Beschaffen dem städtischen Archiv und Museum zu überweisen. Darunter befand sich auch ein sehr wertvoller Innungspokal mit vielen alten Münzen und Medaillen. Die Innungsstücke wurden im offenen Landauer, den vier weißgekleidete Meisterjöhne geleiteten, nach dem Rathause gefahren. Dort hatte sich der gesamte Innungsvorstand im „Feiertagsgewand“ eingefunden, und es erfolgte die feierliche Uebergabe der Innungsstücke an den Rat der Stadt.

Funde

Urnenfund am Zehndelberge bei Breslau. Mitte Februar wurde am Ufer der alten Oder am Zehndelberge, wo gegenwärtig umfangreiche Erdarbeiten zur Verlegung eines neuen Dütters ausgeführt werden, ein alttertümliches, noch gut erhaltenes und aus Ton gebranntes Gefäß, das die Form eines Wasserkruges hat, gefunden. Die Fundstelle liegt etwa 10 bis 15 Meter vom Strombett entfernt in einer Tiefe von rund 5 Metern unter der dortigen Terrain-Oberkante. Nach den vorläufigen Untersuchungen stammt der Fund aus dem 14. bis 15. Jahrhundert. Wie das Gefäß an die fragliche Stelle gekommen sein mag, ist nicht leicht zu erklären. Es könnte wohl angenommen werden, daß es vom Wasser angefüllt worden ist; doch wird erst genau untersucht werden müssen, ob sich dort früher ein natürlicher Flußlauf befand, da der dortige Teil der alten Oder erst in neuerer Zeit künstlich angelegt sein soll.

Urnenfund in Herrnpotisch bei Breslau. Vor einigen Wochen wurden — ebenfalls bei Ausführung von Erdarbeiten für einen Bau — in Herrnpotisch (es handelt sich um das dortige neue Männerkrankenhaus) vorgeschichtlichen Funde gemacht. Das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer leitete die Bergung der Funde. Es wurden 4 Gefäße in einer Tiefe von 3 Metern

am Rande des zum Pflegehause gehörigen Karpenteiches gefunden. Während zwei Gefäße noch unverseht gehoben werden konnten, waren zwei bereits vor Eintreffen des vom Museum Beauftragten zerbrochen worden. Der Fund erwies sich als von großer Bedeutung. Die Gefäße stammen aus der letzten Periode der Steinzeit (Ende des 5. Jahrtausends v. Chr.) und haben bedeutenden Wert für die Erforschung der Urgeschichte Schlesiens. Von sachverständiger Seite wird angenommen, daß die Gefäße zum Wasserschöpfen und Wassertragen gebraucht worden seien und die Fundstelle eine vorgeschichtliche Wasserentnahmestelle für die steinzeitlichen Bewohner Schlesiens gewesen sei. Segen die Annahme einer Grabstelle, wozu man bei ähnlichen Funden immer zuerst neigt, sprechen verschiedene stichhaltige Gründe. Obwohl auch hier die Untersuchungen nach weiteren Funden fortgesetzt wurden, konnte bisher nichts mehr gefunden werden, zumal die Arbeiten wegen des Winterwetters zeitweise unterbrochen werden mußten.

Märkte

Taubenmärkte in Lahn und Löwenberg in Schlesien. Von Taubenmärkten wird man im allgemeinen selten etwas gehört haben, trotzdem es zahlreiche Taubenliebhaber gibt, die ihr Interesse auch durch Veranstaltung von Tauben-Ausstellungen in größeren Städten kundtun, und doch werden in Schlesien alljährlich im zeitigen Frühjahr größere Taubenmärkte abgehalten, so in Lahn und Löwenberg an den Rändern des schlesischen Riesengebirges. Der Taubenmarkt von Lahn hat eine ca. 200-jährige Geschichte.

Ende Januar fanden auf dem Marktplatz in Lahn und Löwenberg die diesjährigen Taubenmärkte statt. Letztere bedeuten für diese kleinen Städte und deren Umgebung geradezu ein Ereignis. Aus der ganzen Umgegend kommen Taubeninteressenten zusammen, sowohl Händler wie Käufer, um zum Beginn der Brutzeit ihren Bedarf an Tauben aller Rassen zu decken. Da wird getauscht und gekauft, und wohin man in dem Städtchen blickt, sieht man Leute, die ihre Tauben auf den Markt bringen, oder solche, die ihren Kauf nach Hause tragen.

Besonders feierlich empfangen die Löwenberger ihre Gäste. Die Stadtkapelle zieht nach dem Bahnhof und



Vom Taubenmarke in Lahn
Landleute nach erfolgtem Einkauf

phot. Gebr. Haedel in Berlin

bringt die ankommenden Taubenfreunde in großen Massen mit Musik auf den Marktplatz. In allen Restaurants herrscht Leben und Musik, und so wird der Taubenmarkt als großes Fest in dem kleinen Orte gefeiert.

Neben den Tauben gewöhnlicher Art findet man edelste Rasse-Tauben, für welche von Liebhabern Preise bis zu 200 Mark erzielt wurden.

Sitte und Brauch

Eine Karwochenzitte. In der Ostern vorangehenden Karwoche ziehen in vielen katholischen Gegenden, auch

in Schlesien, die Knaben mit sogen. Karfreitagklappern in kleinen Trupps, taktmäßig die Klappern in Bewegung setzend, die Gassen des Dorfes auf und ab und laden die Gemeinde zum Gottesdienst ein, da die Glocken schweigen müssen. Zuweilen sieht man dann auch das auf unserem Bilde (S. 318) sichtbare, trichterartige Instrument, das eben eine Kurbel besitzt. Es ist die sogenannte Ratsche, die beim Drehen der Kurbel ein ohrenzerreißendes „Geratsche“ hören läßt. Sehr selten geworden aber ist die fahrbare, auf unserem Bilde ebenfalls dargestellte Ratsche, die einen nicht minder großen Lärm



Vom Taubenmarke in Lahn
Ausladen der Tauben auf dem Bahnhofe

phot. Gebr. Haedel in Berlin



Knaben mit Ratschentrommel und Ratschentarren

phot. Mielert in Sprottau

verursacht, wenn sich ihre Räder drehen. Die Ratsche befindet sich hier in dem Kasten zwischen den Rädern. Mielert

Zubiläen

Zum 100. Geburtstage Hermann Klettes. Es ist des Dichters Los, unter dem Ruhm des Komponisten erdrückt zu werden. Meist sucht man vergebens unter den Notenzeilen den Namen des Autors. Ein Zufall nur oder ein Erinnerungstag läßt sein Bild wieder aufleben. So ist es mit Hermann Klette, geboren am 14. März 1815. Wer kennt nicht Brahms liebliches Wiegenlied: „Guten Abend, gute Nacht.“? Wer ist nicht schon durch Franz Bendels fein empfundene Komposition „Wie berührt mich wunderbar oft ein Wort von dir“ entzückt worden?

Wollte man den Dichter wissen, dem der Komponist sein zweites erfolgreiches Liederbest ebrend zugeeignet, man würde ihn nur in wenigen späteren Ausgaben finden.

Doch anlässlich des 100. Geburtstages des Verfassers aller dieser Lieder soll des schlesischen Landsmannes wieder gedacht werden. Hermann Klette wurde am 14. März des denkwürdigen Jahres 1815 in Breslau als Sohn eines Rechtsanwaltes geboren. Seinen Unterricht empfing er auf dem Magdalenengymnasium und bezog dann die heimatliche Universität zum Studium der Philologie. Durch das geistige Leben auf der Breslauer Hochschule, das zu jener Zeit von Hoffmann v. Fallersleben, Freytag und F. Gottschall befruchtet wurde, fühlte auch der aufstrebende Jüngling sich zu poetischem Schaffen angeregt und widmete sich ganz der journalistischen Laufbahn. Nach kurzer Tätigkeit an der Schlesischen Zeitung siedelte er nach Berlin über, wo ihm eine Stellung als Redakteur an der Voss'schen Zeitung geboten wurde, in der er seine schriftstellerischen und poetischen Gaben voll verwerten konnte, ein deutscher Journalist in des Wortes ehrenvollster Bedeutung. Am 1. August 1874 konnte er sein 25 jähriges Jubiläum feiern, nachdem er von 1867 an das Amt eines Chefredakteurs übertragen erhalten hatte.

Trotz der Anforderungen, die ein so hervorragender Platz an ihn stellte, hatte er seine Muse nicht vernachlässigt. Bereits in seinem 25. Jahre (1836) wagte er sich mit einem Bändchen „Gedichte“ an die Öffentlichkeit,

dem dann später andere Vergaben „Lied und Spruch“, „Neue Gedichte“, „Rübezahl“, „Sagen- und Märchenwald“, „Lose Blätter“ und „In einsamen Stunden“ folgten. 1872 erschien eine Gesamtausgabe seiner Gedichte mit seinem Bildnis im Verlage von E. S. Schroeder, sein poetisches Testament, wie er es seinem Freunde Ludwig Pietzsch gegenüber nannte.

Zarte, deutsche Liederklänge voll Duft und Frische durchweben seine Dichtungen, sie sind die Resultate eines an inneren Erfahrungen reichen Lebens. Selten haben neue Gedichtausgaben bei der gesamten Presse so freundliche Urteile gefunden, wie diejenigen des Lyrikers Klette.

Klettes „Gedenktafeln“, nicht minder „Deutschlands Kriegs- und Siegesjahre von 1809 bis 1815“ verdienen in diesem Jahre ihre Auferweckung, nicht allein wegen der treuen Bildgestalten der damaligen Helden, sondern auch wegen ihrer martigen Sprache, die in der Gegenwart gehört zu werden verdiente.

In seiner hervorragenden und verantwortungsvollen Stellung kämpfte Klette unentwegt in guten und schlimmen Tagen für Kultur, Volkswohl und Volksfreiheit, für die Interessen seines Standes. Insbesondere sei seiner gedacht als tapferer Vorkämpfer für die damals noch recht aussichtslose Aufgabe, den literarischen Beruf zu organisieren.

Nach beinahe 40 jähriger Tätigkeit entsagte er seinem literarischen Amte und starb nach kurzer Ruhezeit am 2. Mai 1886 in Berlin. Er liegt auf dem alten Jacobikirchhofe begraben. Er hatte noch die Freude erlebt, daß seine Dichtungen namhaften Komponisten seiner Zeit Anregungen zu ansprechenden Vertonungen gegeben hatten.

A. E. Schmidt

Bildungsweisen

Stadtbibliothek in Reinerz. Mit Beginn dieses Jahres ist in dem Badestädtchen Reinerz eine Stadtbibliothek mit vorläufig 1266 Bänden ins Leben gerufen worden.

Zur Siedlungskunde

Eingemeindung des „Alten Schlosses Cosel.“ Die Eingemeindung des „Alten Schlosses“, der ursprünglichen Burg Cosel — die schon im Jahre 1108 erwähnt wurde,



phot. Atelier Lilly in Breslau

Vom ersten Feste des Breslauer Studentinnenvereins am 9. Februar

während die Stadt Cosel erst seit 1155 besteht — in den Coseler Stadtbezirk ist nunmehr nach erfolgter Abtrennung vom Gutsbezirk Wiegshützel erfolgt.

Verkehr

Hauptbahn Rybnik—Zummin. In Gegenwart von Vertretern der Regierung zu Oppeln, der Eisenbahndirektion Kattowitz und verschiedener anderer Behörden, fand am 21. Februar die landespolizeiliche Abnahme der eingleisigen Hauptbahn Rybnik—Zummin statt. Die Linie bildet den zweiten Teil der 20 Kilometer langen Neubaus Strecke Egersfeld—Zummin, deren Bau sich besonders in der Nähe von Rybnik infolge großer Brückenanlagen und umfangreicher Erdarbeiten äußerst schwierig gestaltete. Die neue Bahn durchquert von Rybnik aus auf einem im Bogen angelegten Damm, der eine Höhe von 16 Metern erreicht, das Tal der Racinna; der Fluß selbst wird mittels einer Betonbrücke, die drei Öffnungen von je 33 Metern Spannweite aufweist, überschnitten. Hierauf zwängt sich die Strecke durch einen 18 Meter tiefen Einschnitt, bei dessen Herstellung die Kurzawka, eine schwemmfahrende Bodenart, angeschnitten wurde und zu großen Rutschungen Anlaß gab, die jedoch durch Anlegung von Weidenpflanzungen zum Stillstand gebracht wurden. Neber Seibersdorf und Jeykowitz, wo ein zweites Gleis angelegt worden ist, zieht sich der Schienenstrang nach dem an der Strecke Ratibor—Kattowitz liegenden Bahnhofe Zummin hin. Durch die 13 Kilometer lange Bahn, die am 1. März für den Güterverkehr eröffnet wurde, wird die alte über Czernik und Niedobschütz führende Linie wesentlich entlastet und die Entfernung zwischen Rybnik und Zummin um 6 Kilometer vermindert.

Die Riesengebirgs-Längsbahn. Der Bau der Riesengebirgs-Längsbahn ist Mitte v. Mts. vom Hirschberger Kreistage endgültig beschlossen worden. Die Bahn wird von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin erbaut, die zusammen mit dem Kreise eine Aktiengesellschaft bilden wird. Die Gesellschaft beteiligt sich mit 1 1/2 Millionen Mark, während der Kreis 1 1/2 Millionen Aktien und 600 000 Mark Obligationen übernimmt. Die Gesamtkosten des Bahnbaues sind auf 3 600 000 Mark berechnet. Die Bahn wird 27,5 Kilometer lang.

Für den Kilometer sind 120 000 Mark Baukosten in Ansatz gebracht. Die Bahn führt von Schmiedeberg über Steinschiffen, Krumbühel, Ansdorf, Seidorf, Siersdorf nach Hermsdorf u. K. Von Krumbühel wird eine Abzweigung nach Bräudenberg führen. Durch die neue Bahn soll eine direkte Verbindung zwischen dem Osten und dem Westen des Gebirges hergestellt und die Mitte des Gebirges dem Verkehr erschlossen werden.

Vereine

Verein zur Erschließung des Leuthener Schlachtfeldes. Auf einen Aufruf des Komitees Klemmt-Heidenreich-Anders hin versammelten sich am 2. Februar 1913 in Müllers geräumigem Saale eine große Anzahl patriotisch Gesinnter. Ortspfarrer Heidenreich machte die zahlreich erschienenen mit dem Zweck der Versammlung bekannt: einen Verein zur Erschließung des Schlachtfeldes, Gründung eines Leuthen-Museums und Anlegung bequemer Wege nach den wichtigsten Punkten und Denkmälern des Schlachtfeldes ins Leben zu rufen. Den hochinteressanten genauen Schilderungen des Prof. Dittrich aus Breslau über die Schlacht bei Leuthen und dessen eingehender Behandlung der überaus hohen Bedeutung des Sieges bei Leuthen ist es nächst den Bemühungen des Komitees zu danken, daß sich in ein herumgereichtes Zirkular sofort über 70 Personen als Mitglieder des Vereins einzeichneten. Die Vorstandsmitglieder, meist Herren von Namen und großem Einflusse, wurden durch Akklamation gewählt.

Dank den opferfreudigen Bemühungen und Spenden des Orts Pfarrers Heidenreich hat das Leuthen-Museum bereits einen schönen Anfang genommen. Eine Anzahl vorzüglicher Wandkarten vom Schlachtfelde, Wandbilder und Photographien mit Darstellungen von Vorgängen aus der Schlacht und Personen aus der Zeit Friedrichs des Großen, eine große Anzahl von Kanonen- und Gewehr kugeln aus der Schlacht in einem großen Glastische geordnet, werden bereits von den Leuthen-Besuchern mit großem Interesse in Augenschein genommen. Im Bemühen eines jeden Mitgliedes soll es liegen, Waffen und andere Gegenstände, welche von der Schlacht bei Leuthen herrühren, für das zu gründende Schlachten-Museum zurückzugewinnen. Das

Museum ist vorläufig bei Gasthausbesitzer Müller in Leuthen untergebracht worden.

Das Schlachtfeld selbst soll in nächster Zeit mit Markierungstafeln versehen werden. Ein großer Orientierungsplan an der historischen Bredse des Leuthener Kirchhofes wird dem Besucher als Wegweiser zu den wichtigsten Punkten des Schlachtfeldes dienen.

Bereine für die Jugendpflege im Kreise Landeshut. Ende 1912 bestanden im Landeshuter Kreise 34 auf nationaler Grundlage stehende Jugendvereine mit zusammen 952 Mitgliedern. Neue Vereine wurden in Landeshut, Liebau, Kindelsdorf, Reichhemmersdorf und Oppau ins Leben gerufen. Aus Staatsmitteln wurden an Beihilfen an verschiedene Vereine 720 Mark gewährt, sowie 3000 Mark der Stadt Landeshut zur Anlegung eines Sport- und Spielplatzes. Die Einnahmen des Kreisjugendfonds beliefen sich seit seiner Gründung auf rund 3505 Mark, die Ausgaben zur Anlage von Jugendbüchereien und Spielplätzen auf 2888 Mark. Für dieses Jahr ist die Anschaffung eines Lichtbilderapparates in Aussicht genommen, der den Gemeinden des Kreises kostenlos zur Verfügung gestellt werden soll.

Personliches

Am 29. Januar vollendete der Organist **Ewald Roeder** sein 50. Lebensjahr. 1863 zu Waldau in Schlesien geboren, war er Schüler des Königl. Instituts für Kirchenmusik und ist seit 1891 Kantor und Organist in Lauban, seit 1898 Musikdirektor. Als Komponist ist er mit Orgelstücken und einem Oratorium „Der Jüngling zu Naim“, als Schriftsteller mit einem „Schlesischen Tonkünstlerlexikon“ und einer „Gesangslehre“ hervorgetreten. M.

In Reiffe beging am 8. Februar **Karl Jentsch** seinen 80. Geburtstag. In Landeshut geboren, besuchte er das Gymnasium in Glatz und die Universität in Breslau. 1856 wurde er zum Priester geweiht. Ein Konflikt mit seiner vorgesetzten Behörde zwang ihn, aus dem geistlichen Berufe zu scheiden und freier Schriftsteller zu werden. Philosophische, geschichtliche und nationalökonomische Probleme waren es, die er beleuchtete, und seine klare Denkart, sein kräftiger, volkstümlicher Stil gaben seinen Schriften stets ein eigenartiges Profil. Jentsch ist kluger Denker, der nicht nur angreifen, sondern auch aufbauen will. Seine verstreuten Artikel schlossen sich zwanglos zu größeren Werken zusammen, die die verschiedensten Gebiete behandelten. Jeder einzelne aber, von seinen „Geschichtsphilosophischen Gedanken“ bis zu seinem Hauptwerke, den „Wandlungen“ und den Biographien Adam Smith' und Friedrich List's, weiß Neues zu sagen oder Alles in neuer Beleuchtung zu zeigen.

Am 7. Februar vollendete der Bildhauer **Richard König** in Radebeul bei Dresden sein 50. Lebensjahr. 1863 zu Leobschütz als Sohn eines Justizrats geboren, besuchte er die Gymnasien in Mülhausen und Colmar und die Kunstakademien in Berlin und Dresden. Nach Absolvierung einer Studienreise nach Italien ließ er sich 1889 in Dresden nieder. Er lieferte Arbeiten für das Albertinum in Dresden und die dortige Kunstakademie, außerdem eine Reihe von Statuetten und Büsten, von denen sich mehrere in der vielbesuchten königlichen Stulpturenammlung in Dresden befinden; ferner Marmorfiguren für die Kreuzkirche und den Ausstellungspalast in Dresden, sowie einen „Christus“ für den Friedhof von Chemnitz. S.

Am 15. Februar verschied eine im Musikleben Breslaus bekannte Persönlichkeit, der Königl. Musikdirektor **Franz Bürke** im Alter von 74 Jahren. Aus seiner Lehrerstellung in der Provinz zur Lehrtätigkeit an der Breslauer Blindenunterrichts-Anstalt berufen, wirkte er nebenbei auch als Chorleiter an der Matthiaskirche. Seine Erfahrungen im Musikunterricht stellte er in den Dienst der schlesischen Blinden, deren musikalisches Können das beste Zeugnis für ihren Meister war. Auch als Komponist hat sich Bürke erfolgreich betätigt. Ebenso hatte er jahrelang die musi-

kalische Leitung des Mittelschlesischen Sängerbundes in Händen.

Den 75. Geburtstag feierte am 14. Februar der in weiteren Kreisen bekannte frühere Kreischulinspektor des Landkreises Breslau, Schulkat **Henje**. Der Jubilar wirkt vielfach in uneigennütziger Weise im Dienste der allgemeinen Wohlfahrt. So ist er an leitender Stelle im vaterländischen Frauenvereine, im Vorstande des Glatzer Gebirgsvereins und im Vorstande des Preussischen Beamtenvereins tätig.

Am 17. Februar starb in Brieg Stadtverordnetenvorsteher **Eckersberg**. Er war von 1894—1896 Stadtrat und gehörte seit 1898 der Stadtverordnetenversammlung an, die er von 1911 ab leitete.

Auf eine 25 jährige Tätigkeit als ordentlicher Professor für Sanskrit konnte am 27. Februar der Geheime Regierungsrat **Dr. Alfred Hillebrandt** an der Universität Breslau zurückblicken. Er ist seit 1902 Mitglied des preussischen Herrenhauses als Vertreter der Breslauer Hochschule. Er ist ein geborener Schlesier und steht im 60. Lebensjahre. Im Jahre 1877 wurde er Privatdozent in der Breslauer philosophischen Fakultät, 1883 ao. Professor und am 27. Februar 1888 Ordinarius.

Kleine Chronik

Februar

8. Im Fürstenjaal des Breslauer Rathhauses wird ein schlesischer Bürgermeistertag abgehalten, anlässlich dessen eine schlesische Provinzialgruppe des Preussischen Bürgermeisterverbandes gebildet wird.

13. Prinz Karl von Rumänien, ältester Sohn des Thronfolgers Ferdinand, passiert 11 Uhr 20 Minuten den Breslauer Hauptbahnhof.

13. Die Sektion für Kunst der Gegenwart der Gesellschaft für Vaterländische Kultur in Breslau begeht Richard Wagners 30. Todestag durch eine würdige Feier.

13. Die dem Grafen von Zaurna-Jeltsch gehörige große Stärkefabrik in Widelsdorf, Kreis Sprottau, wird durch ein gewaltiges Schadenfeuer zerstört.

15. Ein Hochfeuer vernichtet zwei Abteilungen des Eisenhüttenwerkes in Mallmitz, Kreis Sprottau.

18. In Zerbau bei Glogau werden acht Privatpersonen beim leichtsinnigen Umgehen mit einem widerrechtlich aufgestellten Geschosse schwer verletzt.

23. In Glatz wird eine 229 Nummern zählende Geflügelausstellung eröffnet, die bis zum 25. dauert.

24. In dem dem Grafen von Strachwitz gehörigen Walde bei Bertelsdorf wütet ein bedeutender Brand.

24. Die Breslauer Studentenschaft bringt dem aus seiner Stellung als Universitätslehrer scheidenden Geh. Mezinatrat Prof. Dr. Porzick einen Fackelzug dar.

25. Im Schießwerder in Breslau wird der mit einer Fachausstellung verbundene 25. Schlesische Malerbundestag abgehalten, in dessen Rahmen zugleich der 3. schlesische Bezirksverbandstag eingefügt ist.

Die Toten

Februar

11. Herr Königl. Musikdirektor Franz Bürke, Breslau.

14. Herr Landgerichtsrat Joseph Franz, Oels.
Herr Dr. med. Paul Oppler, 42 J., Breslau.

15. Herr Dr. med. Heinrich Wachner, Breslau.
Herr früh. Apothekenbesitzer Paul Rahmer, 78 J., Breslau.

17. Frau Elisabeth von Seherr-Thoß, 80 J., Forzendorf, Krs. Ohlau.

19. Herr Bäckermeister Hermann Prussog, Breslau.

21. Herr früh. Apothekenbesitzer Hermann Seydel, 80 J., Liegnitz.

Herr Dr. Friedrich Plathner, 40 J., Liegnitz.
22. Herr Domänenrat Otto Hacketier, 70 J., Priffelwitz, Krs. Breslau.

Die reiche Braut

Roman von A. Oskar Klausmann

(11. Fortsetzung)

Welche Veränderung war überhaupt mit ihm vorgegangen, seitdem er Helene nach jahrelanger Trennung wiedergesehen hatte? Wie oft hatte er an sie gedacht! Selbst im Traume hatte er sich mit dem Besuche in ihrem Elternhause, den er jetzt ausführte, und mit ihrer Person beschäftigt. Den ganzen Vormittag hatten seine Gedanken bei ihr gewelt. Als er sie bei dem Besuche, den er ihrer Mutter vor dem Essen machte, sah, hatte es ihn heiß überlaufen; und doch erfüllte ihn ein Gefühl des Glücks und der Seligkeit, weil er in Helenens Augen blicken, ihre Stimme hören durfte. Und nun jagte ihm der Arzt einen solchen Schreck ein. Karl war so fassungslos, daß er nicht aufzublicken wagte. Er fürchtete, man könne ihm die Angst um Helenens Gesundheit von seinem Gesichte ablesen.

Als er endlich wagte, Helenens Gesicht prüfend zu betrachten, beruhigte er sich einigermaßen. Dieses Gesicht sah so rosig, so frisch, so lieblich aus!

Karl beherrschte sich gewaltsam. Es kam ihm vor, als betrachte ihn Frau Kornke mit besonderer Aufmerksamkeit. Anfangs hatte sie ihn mit Herablassung empfangen, ihn zu seinem Doktor gratuliert, aber auch dazu, daß sein Vater nun „wirklicher“ Beamter geworden sei. Unter anderen Umständen hätte das Verhalten dieser Frau dem jungen Manne Spaß gemacht; aber diese Frau war Helenens Mutter, und merkwürdig: alles, was Helene betraf, kam Karl anders vor, als alle anderen Dinge in der Welt.

Da das Gespräch nach den alarmierenden Worten Schatrainskis allgemein ins Stocken kam, fühlte sich Kornke, als Mitschuldiger des Arztes, veranlaßt, ein anderes Thema anzuschlagen. Er erwähnte die Beförderung von Karls Vater und die Einladung, die Karl und seinen Vater für den nächsten Tag zum Berggrat führen sollte. Offenbar wollte er den jungen Mann mit dieser Nachricht der stolzen Hausfrau empfehlen.

„Der gute Berggrat!“ sagte Ewers. „Ich traf ihn, bevor ich hierher kam, und habe eine halbe Stunde im Zechenhause auf Mathildegrube mit ihm geplaudert. Es ändert sich ja noch verschiedenes hier. Der alte Grubenschmiedemeister Woytylak setzt sich auch zur Ruhe, und an seine Stelle kommt ein junger Mann, namens Fehner, der sogar auf einem Technikum war.“

Die bei Tische Sitzenden waren mit dem Essen beschäftigt, oder sahen den erzählenden Ewers an. Niemand merkte die fahle Blässe, die bei den Worten des Marktschneiders das Gesicht des Oberschichtmeisters überzog. Das Messer, das er in der Hand hielt, zitterte so, daß er es niederlegen mußte.

„Woytylak gibt die Schmiede auf und zieht sich zurück?“ fragte er dann, als könne er diese Nachricht noch gar nicht fassen.

„Ich sagte es ja!“ bemerkte Ewers. „Der Berggrat erzählte mir die Sache selbst und fügte hinzu, er freue sich, daß jetzt ein intelligenter und gebildeter Mann an die Stelle des alten Schmiedemeisters käme, der nur notdürftig seinen Namen unter eine Quittung schreiben konnte.“

„Aber der Berggrat sagte mir noch vor einigen Tagen, der Vertrag mit dem alten Woytylak, der nun schon seit vierzig Jahren die Schmiedearbeiten für uns macht, sollte wieder auf zehn Jahre erneuert werden. Es stand auch so ziemlich fest, daß der Schwiegerohn des alten Woytylak mit in das Geschäft eintreten sollte, um dem Alten behilflich zu sein und später ganz die Schmiedearbeiten zu übernehmen. Und nun diese plötzliche Aenderung!“

Der Marktschneider sah wohl mit einigem Erstaunen die Erregung, in der sich der Gastgeber befand. Er konnte aber nur die Achseln zucken und erwidern:

„Die Sache scheint in der Tat ganz plötzlich gekommen zu sein! Der alte Woytylak war heute vormittag beim Berggrat, um die Erneuerung des Vertrages zu besprechen. Dabei erzählte er, der Schwiegerohn, der eigentlich Kunstschlosser sei, wolle in einer größeren Stadt eine Kunstschlosserei errichten. Darauf riet der Berggrat dem alten Schmiedemeister, sich zur Ruhe zu setzen.“

„Der Vertrag mit Woytylak läuft in acht Wochen ab!“ sagte Kornke, ohne aufzublicken, mit eigentümlich heiserer Stimme.

„Das sagte der Berggrat auch. Er fügte noch hinzu, die Uebergabe an den neuen Schmiedemeister werde schon in vier bis sechs Wochen erfolgen.“

Ewers wendete sich dann dem Braten zu, mit welchem sich der Arzt schon längere Zeit eifrig beschäftigte. Kornke trank einige Glas Ungarwein, ohne weiterhin auch nur einen Bissen zu essen.

Eine unangenehme Stockung in der Unterhaltung entstand. Endlich zog der Arzt die Schleusen seiner Beredsamkeit auf und erzählte eine Stunde lang polnische Anekdoten, indem er sich bald der deutschen, bald der polnischen Sprache bediente. Er besaß einen wohlbegründeten Ruf als Anekdotenerzähler und schien einen unerschöpflichen Vorrat von Schnurren und Wägen zu haben. Er brachte schließlich wieder Stimmung in die Gesellschaft.

Bevor der Kaffee gebracht wurde, zog sich Doktor Schatrainski mit der Hausfrau auf die Veranda zurück und legte sein Gesicht in feierliche Falten, als er fragte:

„Hat Ihre Tochter als Kind die Masern gehabt? Soviel ich mich erinnere, war es der Fall. Ich habe das Kind selbst in Behandlung gehabt.“

„Allerdings.“

„Nun, um so besser; dann wird sie nur einen leichten Anfall zu überstehen haben. Wahrscheinlich hat sie diesen Anfall schon jetzt, und er wird nicht weiter zum Ausbruch kommen.“

„Helene hat die Masern?“

„Pst! Pst! liebe Freundin! Ruhig, ruhig, machen Sie Ihre Gäste nicht scheu. Wir haben in der Gegend jetzt eine sehr leichte Masern-epidemie, die gerade Erwachsene befällt. Die Masern kommen dabei gar nicht zum Ausbruch, sondern bleiben unter der Haut. Die Patienten haben nur eine eigentümliche Färbung der Augenschleimhäute, die mir auch bei Ihrem Fräulein Tochter sofort auffiel, als ich sie heute zufällig sah. Es ist nicht die geringste Gefahr vorhanden; aber vor Aufregung und Erkältung muß sich Helene sehr in acht nehmen!“

„Wir wollten übermorgen abreisen!“

„Das geht auf keinen Fall! Helene muß mindestens acht Tage beobachtet werden und kann nicht von Hause fortgehen. Sie braucht garnicht zu wissen, daß sie irgendwie krankheitsverdächtig ist, und die Sache ist ja auch an und für sich, wie ich schon wiederholt erklärte, ungefährlich. Aber ein kleines Versehen, eine Erkältung zum Beispiel, wie sie auf einer Reise so leicht eintreten kann, wäre doch sehr unangenehm, es könnte ein rheumatisches Leiden daraus entstehen, das für Lebenszeit anhält. Doch, wie gesagt, es ist kein Grund zur Beunruhigung. In drei Tagen werde ich wieder vorprechen.“

Schatrainski und die Hausfrau traten in das Speisezimmer zurück, und der Arzt empfahl sich.

Sein Fortgehen war das Signal zum allgemeinen Aufbruch. Ewers wollte zu seinen Messungen zurück und Kornke nach der Kanzlei. So blieb Karl Siegner nichts anderes übrig, als sich gleichfalls zu entfernen. Er tat dies mit Groll

im Herzen. Sein Zorn richtete sich gegen die eigene Person. Hatte er sich nicht wie ein dummer Junge betragen? Bei Tisch hatte er dageessen, als könne er nicht bis drei zählen. Das hatte die Angst um Helene gemacht!

Der Oberschichtmeister und Ewers verließen das Haus zusammen, trennten sich aber bald. Ewers schlug den Weg nach der Traugott-Grube ein, und Kornke ging allein nach der Schichtmeisterei: Er schien während des Weiter-schreitens alles um sich her zu vergessen. Sein Fuß stieß an Steine. Sein Stolpern brachte ihn einmal fast zu Fall; aber er schritt mit zu Boden gesenktem Blick weiter. Nur einmal blieb er stehen, und ein tiefer Seufzer drohte seine Brust zu sprengen. Einen Blick voll Seelenqual warf er zum Himmel, an welchem graue Wolken zeitweise die Sonne verhüllten, und halbleise murmelte er:

„Acht Wochen! Dann ist alles vorbei! Ich habe es geahnt, die Katastrophe würde einmal plötzlich kommen, und zwar dann, wenn ich es am wenigsten vermutete!“

Wieder setzte er seinen Weg fort, bis er durch eine Männerstimme angerufen wurde:

„Guten Tag, Panje*) Oberschichtmeister!“

„Ah, guten Tag, Woytylak! Wie geht es Ihnen?“ fragte mechanisch Kornke den Grubenschmiedemeister, der ihm in den Weg getreten war. Der alte Schmied war auffallend groß und breitschultrig. Sein Gesicht, in dem ein paar helle Augen funkelten, denen man es anmerkte, daß sie gewohnt waren, in die Glut des Schmiedefeuers zu sehen, war von gesunder Röte. Weißes, volles Kopfhaar und ein kurzgeschchnittener, weißer Vollbart umgaben es.

„Wissen Panje Oberschichtmeister schon, was der Bergrat mit mir verabredet hat?“

„Ja, ich habe es zufällig erfahren, lieber Woytylak. Was machen Sie für Geschichten? Ein so rüstiger Mann wie Sie will sich zur Ruhe setzen? Das werden Sie gar nicht aushalten; die Untätigkeit wird Sie krank machen!“

„Panje Oberschichtmeister! Ich bin siebzig Jahre alt; ich möchte mich zur Ruhe setzen! Ja, wenn mein Schwiegerjohn mir geholfen hätte! Aber die heutige Jugend! Panje Oberschichtmeister wissen es ja! Da will alles hoch hinaus. Nun soll man niemand zu einem Berufe zwingen. Mein Schwiegerjohn ist ein sehr geschickter Schlosser und paßt nicht zum Grobschmied.“

„Ist denn die Sache wirklich unwiderruflich?“ fragte Kornke, als könne er noch nicht alle Hoffnung aufgeben.

„Unwiderruflich! Panje Oberschichtmeister! Ich habe mit dem Herrn Bergrat alles durch

*) „Panje“ polnisch, Herr.

Handschlag abgemacht; das ist so gut, wie dreimal unterschrieben und unterschiegelt. Ich bin froh, daß die Sache so gekommen ist; jetzt weiß ich doch, woran ich bin. Und, Panje Oberschichtmeister, nicht wahr, Sie sind mir nicht böse, wenn ich Sie bitte, jetzt an eine definitive Abrechnung zu denken. Ich weiß ja, wie viel Sie zu tun haben und daß mein Geld bei Ihnen so sicher, wie in der Reichsbank ist; aber ich möchte nun hier mit allen Verhältnissen glatt und klar werden. Wenn ich von hier weggehe, will ich mit der ganzen Grubenangelegenheit nichts mehr zu tun haben. Sie sind mir nicht böse, Panje Oberschichtmeister, wenn ich Sie um die Generalabrechnung bitte!“

„Selbstverständlich, selbstverständlich, lieber Woytylak! Nur geht das nicht von heut zu morgen!“

„Ich weiß, ich weiß, Panje Oberschichtmeister! Es muß ja auch nicht heut und nicht morgen sein! Es sind ja noch einige Wochen Zeit! Ich bitte Sie, Panje Oberschichtmeister, mir mitteilen zu lassen, wann die Beläge fertig sind, damit ich zu Ihnen in die Kanzlei komme und unterschreibe. Sie wissen, welches Vertrauen ich zu Ihnen habe; ich würde meinem Bruder nicht soviel vertrauen! Aber nichts für ungut, Panje Oberschichtmeister!“

„Es wird alles besorgt, lieber Woytylak! Verlassen Sie sich darauf! Adieu, ich muß in die Kanzlei!“

„Auf Wiedersehen, Panje Oberschichtmeister!“ rief der biedere Schmied. Die beiden Männer schüttelten sich die Hände und gingen nach verschiedenen Richtungen auseinander.

Das Gesicht Kornkes verfinsterte sich wieder, als er allein weiterschritt. Als er den Parterreflur der Schichtmeisterei betrat, stellte sich ihm einer der älteren Assistenten in den Weg:

„Herr Oberschichtmeister entschuldigen, ich wollte nur mitteilen wegen Gasda —“

„Was ist mit Gasda? Er war heut vormittag in der Kanzlei nicht anwesend. Ist er krank geworden?“

„Herr Oberschichtmeister, er ist jetzt da und sitzt in seinem Zimmer, ist aber total betrunken. Er hat schon verschiedene Beläge zerrissen, und wenn man ihn zur Vernunft bringen will, gebärdet er sich wie ein Beseffener. Ich wollte das dem Herrn Oberschichtmeister mitteilen, weil Sie doch durch sein Zimmer müssen, wenn Sie in Ihr Bureau wollen!“

„Ein entsetzlicher Mensch, dieser Gasda! Kommen Sie mit!“

Als Kornke, gefolgt von dem Assistenten, das Zimmer Gasdas betrat, sah er allerdings, daß er einen vollständig Betrunknen vor sich habe.

Er wollte nach seinem Zimmer gehen; aber Gasda stellte sich ihm in den Weg.

„Herr Oberschichtmeister — heut früh — nämlich, ich bin krank gewesen — nämlich!“ stotterte er unzusammenhängend.

„Schon gut!“ sagte Kornke. „Wenn Sie sich nicht wohl fühlen, gehen Sie nur nach Hause! Kommen Sie morgen früh pünktlich zum Dienst!“

Gasda sah seinen Vorgesetzten mit bösen, blutunterlaufenen Augen an.

„Ich tue meinen Dienst!“ sagte er dann bestimmt. „Ich tue meinen Dienst und lasse mich nicht fortschicken!“

„Tun Sie, was Sie wollen!“ entgegnete Kornke und winkte dem Assistenten, ihm nach seinem Zimmer zu folgen.

Als er die Tür geschlossen hatte, sagte er dem Untergebenen:

„Versuchen Sie, Gasda in aller Güte fortzubringen. Ich werde morgen mit ihm, wenn er nüchtern ist, ganz energisch sprechen. Jetzt hat es keinen Zweck; aber in diesem Zustande kann doch der Mann da nicht sitzen bleiben. Helen Sie sich noch einige Kollegen herbei, und bringen Sie den Menschen fort!“

„Ich werde mein Glück versuchen,“ antwortete der Assistent. „Wie ich Gasda kenne, wird es nicht leicht sein, ihn fortzubekommen.“

Der Assistent verließ das Zimmer. Einige Minuten blieb es im Nebenzimmer vollständig ruhig; dann hörte man das halbblaute Zureden von Stimmen und dazwischen die hartnäckigen Antworten des Betrunknen.

Dann wurde es noch geräuschvoller. Man hörte einen Stuhl umfallen, hörte Gasda laut fluchen und sich zur Wehr setzen. Offenbar wollte man ihn mit Gewalt aus dem Zimmer bringen.

Kornke wurde immer unruhiger und auch ärgerlicher. Dieses Betragen Gasdas überstieg alle Begriffe.

Plötzlich wurde die Tür des Zimmers aufgerissen, in welchem Kornke saß, und mit wutverzerrtem Gesicht taumelte Gasda herein. Einige Assistenten folgten ihm, noch immer versuchend, ihn zurückzuhalten.

„Haben Sie befohlen, daß ich herausgebracht werden soll?“ fragte er in drohendem Tone.

Kornke beherrschte sich und sagte möglichst ruhig:

„Ich wünsche nicht, daß Sie in diesem Zustande in der Kanzlei bleiben und rate Ihnen im eigenen Interesse, nach Hause zu gehen!“

Merkwürdigerweise schien das harmlose Wort „Zustand“ den Betrunknen besonders zu kränken und zu beleidigen.

„Zustand! Wer hat einen Zustand?“ Wer kann behaupten, daß ich einen Zustand habe?“ schrie er in sich beständig steigender Erregung. „Wer sagt, ich habe einen Zustand? Du Lump!“

Bezahle Deine Schulden und sage nicht, andere hätten einen Zustand!“

Gasda war mit drohend erhobener Faust auf Kornke zugegangen.

Kornke trat zurück und verlor einen Teil seiner Selbstbeherrschung. So durfte er sich in Gegenwart von Untergebenen doch nicht behandeln lassen.

„Verlassen Sie augenblicklich mein Zimmer!“ herrschte er Gasda an.

Gasda antwortete mit einem unverschämten Gelächter.

„Dieser Mensch muß hinaus!“ schrie Kornke. „Holen Sie ein paar Grubenarbeiter!“

Gasda stieß ein heiseres Gebrüll aus, und im nächsten Augenblick faßte seine rechte Hand die Gurgel des Oberschichtmeisters. Dieser stieß den Rasenden zurück — der seinem Vorgesetzten Halskragen und Schlips mit einem Rucke abriß. Dann schlug er mit beiden Fäusten nach dem Gesicht Kornkes, der sich durch Vorhalten der Arme deckte. Einer der Assistenten lief hinaus und schrie im Korridor um Hilfe. In wenigen Sekunden waren ein Duzend Leute zur Stelle, die den tobenden Gasda zu Boden rissen und hinausschleiften, obgleich er wie rasend um sich schlug.

VIII.

Siegner hatte pünktlich sein neues Amt angetreten. Die Mitbeamten gaben ihm den Spitznamen „Platzmajor“, und es war bei seiner Gewissenhaftigkeit selbstverständlich, daß er vom ersten Tage an seines Amtes mit großer Schneidigkeit waltete. Eine festliche Weihe gab er dem ersten Tage gleich dadurch, daß er zwei Knechte, welche Ziegelsteine aus der Ziegelei nach dem Bergwerk fuhren, mörderlich durchprügelte, weil sie, anstatt fleißig zu fahren, im Chausseegraben schiefen. Es wurde zu allen Zeiten in Oberschlesien „patriarchalisch“ regiert, und es gab sogar, allerdings weit zurückliegende Zeitperioden, in denen der Rantschu das höchste Gesetz und die einzige Entscheidung in allen Dingen war. Der Bergrat hatte recht gehabt, als er die neue Beamtenstelle schuf.

Am zweiten Tage unterbrach Siegner seinen Dienst natürlich, um der Einladung zum Bergrat zu folgen. Es war ihm gelungen, sich in der kurzen Zeit eine völlige Steigeruniform zu beschaffen; als er sie zur Meldung beim Bergrat anlegte, sah er ganz stattlich aus, und Frau Siegner fühlte sich veranlaßt, wieder einige Freudentränen zu vergießen. Dann begaben sich Vater und Sohn nach dem Hause des Bergrats am Eingange des Industriortes. Siegner meldete sich beim Bergrat, und dieser empfing Vater und Sohn auf das lebenswürdigste. Das Mittagessen verlief feierlich.

Der Bergrat und seine Gattin lebten in kinderloser Ehe und führten einen verhältnismäßig bescheidenen Haushalt. Es ging lange nicht so vornehm bei ihnen zu, wie bei Oberschichtmeister Kornke. Die Unterhaltung bei Tisch war nicht besonders lebhaft. Meistens führte der Bergrat das Wort. Siegner antwortete nur und Karl gab gleichfalls nur auf Fragen Auskunft, die die Frau des Hauses an ihn stellte, um dem jungen Mann Aufmerksamkeiten zu erweisen. Nach Tisch erklärte der Bergrat Karl noch, er freue sich außerordentlich über die Erfolge, die er als Beamtensohn gehabt habe, versicherte ihn seiner Freundschaft und forderte ihn auf, wenn er einmal Rat und Tat in irgend einer Angelegenheit nötig habe, sich vertrauensvoll an ihn zu wenden. Dann gingen Vater und Sohn nach Hause. Der Alte legte die Paradeuniform ab und zog seine gewöhnliche Kleidung an, um wieder in den Dienst zu gehen.

Karl war unschlüssig, was er tun sollte. Er ging vorläufig in die Laube im Garten, in der unsicheren Hoffnung, daß er von dort aus Helene sehen könnte.

Emma kam mit einer Schüssel Schoten, um sie auszuhüllen, setzte sich zu Karl, der sich noch in seinem Besuchsanzuge befand, und sagte zu ihm:

„Du siehst so feierlich aus, Karl! Man hat beinahe Angst, sich zu Dir zu setzen. In dem schwarzen Bratenrock bist Du ganz und gar eine Respektsperson, und ich glaube, Du imponierst sogar dem Vater, und das will viel sagen!“

Karl blickte seine Schwester prüfend an. Er ahnte, daß ihre Bemerkung die Einleitung zu einem bedeutungsvollen Gespräche sein sollte. Emma fuhr fort:

„Er läßt sich von niemand imponieren; selbst nicht von den Freiern seiner Töchter. Vorgesetzten hat er es fertig bekommen, einen Mann hinauszuworfen, der bei ihm um die Hand einer seiner Töchter anhielt!“

Karl horchte auf und fragte:

„Machst Du Scherz, Emma?“

Emma lächelte und antwortete:

„Ich bin allerdings, wie Du weißt, sonst gern zu Scherzen aufgelegt. Diesmal aber ist es Ernst. Vater hat nämlich jemanden im schändlichsten Sinne des Wortes hinausgeworfen — leider — oder, Gott sei Dank! Aber so mußte es kommen!“

„Ein Freier um Deine Hand kann es nicht gewesen sein,“ bemerkte Karl. „Sonst würdest Du nicht in dieser Weise über den Vorfall sprechen. Spannmich doch nicht auf die Folter!“

(Fortsetzung folgt)



Wilhelm Harnisch

Von Waldemar Rostetzky in Breslau

Es war am 17. Oktober 1806. Da pilgerte früh am Morgen der Studiosus Wilhelm Harnisch, der in den Franckeschen Stiftungen eine Freistatt gefunden hatte, aus Halle hinaus zu den Pulverweiden, um sich Winterholz für sein Stüblein zu besorgen. Hohe Pläne gingen ihm durch den Kopf. Professor wollte er werden und seinem Vater, der zu Wilsnack in der Prieignik ein ehrfamer Bürger und Schneidermeister war, möglichst wenig Kosten verursachen. Da kam ein preussischer Husar und neben ihm ein entwaffneter, am Arm blutender, französischer Reiter. Und als Harnisch von Passendorf aus die Höhen von Nietleben überschaute, blickten im Sonnenschein Helme, Gewehre und Schwerter. Ein Heer war im Anzuge. Das Gerücht schien also Wahrheit, daß ein zersprengter französischer Heerhaufen von den Preußen hier verfolgt würde. Von der verlorenen Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt hatte noch niemand hier gehört.

Aus dem Holzkauf wurde jetzt nichts; zurück ging es ins Waisenhaus, mit ein paar andern Studenten hinauf auf den kleinen Turm. Da lag der denkwürdige Kriegsschauplatz offen vor ihren Augen. Die Bienenschwärme der Feinde drangen dichter und dichter aus den Gehölzen und Dörfern vor. Die Auslugenden bemerkten das Feuer der Infanterie, das Säusen der Kanonenkugeln, das Prasseln der

Flintenkugeln auf den Ziegeldächern, das wirre Geräusch in den Straßen, das Geschrei der Bewohner in den Häusern. Halle war im Besitz der plündernden Feinde, und auch die Franckeschen Stiftungen wurden nicht verschont.

Der 18. Oktober war ein Tag sorgenvoller Ungewißheit, und man litt bitterem Hunger; denn das französische Heer hatte alle Lebensmittel mit Beschlag belegt.

Am 19. Oktober hielt Napoleon seinen Einzug. Der unansehnliche Mann mit der Habichtsnase, dem gelben italienischen Gesicht und den eingefallenen Backen saß, in einen grauen Ueberrock gekleidet, und mit einem Hute auf dem Kopfe, der an Friedrich den Großen erinnerte, auf einem kleinen arabischen Blauschimmel. Die Studenten hatten ihn, wie Harnisch in seinem „Lebensmorgen“ schreibt, mit den Mühen auf dem Kopfe „angeklokt“, in stumpfer Gleichgültigkeit gegen das Schicksal des Staates; der neue vaterländische Geist war noch nicht geboren.

Da wurde am 20. Oktober durch ganz Halle ausgerufen, daß die Studenten binnen 24 Stunden die Stadt verlassen sollten. Die Schließung der Universität war ein Federstrich durch die Rechnung von etwa 1000 bis 1500 jungen Leuten.

Wilhelm Harnisch wanderte jetzt nach der fernen Heimat, mitten durch die Verwüstungen

des Krieges. Chauffee- und Gartenbäume waren zu Nachtfeuern verbrannt, die Felder von Kanonen zerfahren, von den Hufschlägen der Rosse zerstampft, die Dörfer verödet. Oft geriet der Heimziehende in den wogenden Heerstrom der vorrückenden Feinde, oft in Gefahr, von schwenkenden Scharen ausgeplündert zu werden. Dazu ein harter Kampf gegen Hunger, Durst und Frost.

Zuhause angelangt, schrieb er in sein Tagebuch: „In 12 Tagen war ich ein anderer Mensch geworden; ich hatte was erlebt. Das Leben war durch mich, nicht neben mir vorbeigegangen; ich hatte lebendige Gefühle und Gedanken bekommen, die mir vorher fern lagen. Das Vaterland war in seinen Leiden näher an mich heran, ja, in mein Herz hineingerückt.“

Ende November, als es still im Städtchen geworden war, weil die Franzosen es verlassen hatten, übernahm Harnisch eine Hauslehrerstelle bei einem Gutspächter in der Nähe von Wilsnack. In seinen Mußestunden entstanden 1200 Hexameter unter dem Titel: Preußens Unglück. Sie sind nie an die Öffentlichkeit gekommen; doch waren sie für Geist und Gemüt des werdenden Patrioten von hohem Wert.

Im Frieden von Tilsit ging Halle für Preußen verloren, und Harnisch beschloß, in Frankfurt a. O. seine Studien zu vollenden. In Theologie konnte ihm die Universität an der Oder freilich nicht das bieten, was er in Halle verloren hatte; aber hier knüpften sich die Bande freundschaftlichen Verkehrs, die ihn später nach Schlesien locken sollten. Um ihn sammelte sich ein Kreis strebsamer Kameraden, die meist Schlesier waren: Lehr aus Oels, Burghart aus der Gegend von Nimptsch (die beide nachher in ihrer Heimat Geistliche wurden), Freyer und Süßenbach (später Superintenden in Jannowitz und Trebnitz).

Einmal erwähnte einer seiner Lehrer, Professor Hüllmann, in einer Vorlesung Pestalozzi als einen Stern erster Größe am pädagogischen Himmel der Gegenwart und fügte beiläufig hinzu, daß etwa 8 bis 10 Meilen von Frankfurt ein Dorf sei, worin sich eine Erziehungsanstalt befände, die nach Pestalozzischen Grundsätzen eingerichtet sei. Da machte sich Harnisch mit seinem Freunde Burghart in den Osterferien 1808 nach jener Bildungsstätte auf, dem Dorfe Weißig unweit des Bobers an der schlesischen Grenze, und hier ward der Geist unseres Pädagogen von den Lehren des großen Schweizers befruchtet. Reich an neuen Gedanken kehrte er nach Frankfurt zurück. In einer neubegründeten philosophischen Gesellschaft und durch Lehrversuche an einer frankfurtischen Privaterziehungsanstalt wurde die neue Ideen-

welt durch ihren eifrigen Jünger in Theorie und Praxis geklärt und ausgebaut. So ward Harnisch für die Schule gewonnen.

Unterdessen seufzte das Vaterland unter dem Drucke französischer Einquartierung, unter der Last der Kriegssteuern und unter manchem andern Elend, das die Teilung des Staates in zwei Hälften im Gefolge hatte. Harnisch' Vater konnte das Geld kaum erschwingen, das zur Vollendung der Studien nötig war. Am 9. August 1808 bestand Harnisch seine Prüfung und zog nach kurzem Aufenthalte in der Heimat als Hauslehrer nach Dammwalde in Mecklenburg, hart an der brandenburgischen Grenze, zu einem Herrn von Waldow. Die reiche Bibliothek des Schlossherrn, der Rousseausche Geist, der, von dessen Gemahlin gepflegt, im Hause herrschte, der anregende Verkehr mit den Adelsfamilien und in den Pastorenkreisen der Umgegend und vor allem das nie rastende Streben des Kandidaten förderten den jungen Mann als Menschen und als Lehrer. Dazu wurde die Liebe zum Vaterlande durch die Zeitbegebenheiten immer mehr in ihm gestärkt. Wodurch kann der Deutsche wieder ein Deutscher werden? war die große Frage, die ihn bewegte. Das junge preußische Leben, das sich in Königsberg zu entwickeln begann, fing allmählich an, Sauerkräftigkeit im preußischen Staate zu üben. Da Fichte damals die Reden an die deutsche Nation hielt und darin das Pestalozzische Erziehungsverfahren als ein Hauptmittel, das Vaterland wiederzugewinnen, darstellte, so suchte Harnisch jetzt, angeregt durch den Prediger Meyer, der ein begeisterter Anhänger Fichtes war, in das Wesen der Fichteschen Philosophie einzudringen.

Im Frühling 1809 machte er in Berlin sein erstes theologisches Examen, verließ dann im Winter seine Stellung in Dammwalde und trat nach einigem Schwanken als Lehrer in die Plamansche Anstalt in Berlin, die nach Pestalozzischen Grundsätzen eingerichtet war. Jetzt kam er in einen neuen Kreis und lebte nun ganz der einen Idee, für sein Vaterland zu wirken.

Gleich am Tage nach seiner Ankunft in Berlin sah er den Einzug des Königs und der Königin, die nach dem traurigen Frieden von Tilsit jetzt erst aus dem Osten heimkehrten. Harnisch schreibt darüber: „Endlich kam das geliebte Paar, das durch die Leiden geheiligt war. Schmerz und Freude herrschten wohl in den Einziehenden und in den Begrüßenden. Wehmüt und Liebe zu König und Vaterland wohnten wohl in den Herzen aller Edlen; aber, was das Vaterland so recht eigentlich sei, das war den meisten doch unklar, und die Hoffnung, es könne doch alles wieder ganz anders,



*Sein Friseur sind, wie beim Oberbräuer
Küchlein Still und Wärrum richtig.
H. W. Harnisch*

Nach einem Kupferstich im Schulmuseum in Breslau

das gehälfete Preußen wieder ein Ganzes, das geplünderte Land wieder wohlhabend, das in verborgenen Ketten eingeschmiedete Vaterland ein freies werden, dieses lebte in gar wenigen. Die meisten meinten, man müsse sich in das finden, was nicht zu ändern wäre.“

Die Hoffnungen, die Fichte, wie Harnisch hatten, durch eine Pestalozzische Erziehung könne das ganze Vaterland gerettet werden, fanden anfänglich nur wenig Nahrung; denn Napoleon stand noch auf dem Gipfel seiner Herrlichkeit. Daß diese Hoffnungen nicht ganz erloschen, bewirkte der Verkehr mit einem andern jugendlichen Lehrer der Plamannschen Anstalt, zu dem alle voll Hochachtung emporsahen, mit Friedrich Friesen. Das Unglück des Vaterlandes hatte ihn, der sich erst dem Bau-fach gewidmet, so tief innerlich berührt, daß er sich entschloß, der Rettung desselben alles zu

weihen. Er war Mitglied des Tugendbundes, der, in Königsberg begründet, die Pflege strenger, ernster Sittlichkeit und nationalen und monarchischen Sinnes zur Vorbereitung für den künftigen Befreiungskrieg zum Zwecke hatte. Durch Fichtes Reden war in ihm der Entschluß gereift, sich Dr. Plamann als Lehrer anzubieten. Durch seinen Einfluß keimte bei Mitarbeitern und Zöglingen die Gesinnung auf, aus der das neue Preußen allein erwachsen konnte.

Harnisch arbeitete in jener Zeit noch tüchtig an sich selbst und studierte eifrig an der Berliner Universität. Als er gerade in der königlichen Bibliothek ein neues Buch holte, knüpfte ein Fremder ein Gespräch darüber mit ihm an; es war ein Landsmann von ihm: Friedrich Ludwig Jahn aus Lanz bei Lenzen. Die beiden befreundeten sich, und da Plamann

einen Lehrer und Aufseher für die Zöglinge brauchte, zog Jahn auf Harnisch' Vorschlag in die Anstalt ein. Seine großen Kenntnisse in der deutschen Sprache, besonders sein Buch: „Deutsches Volkstum“, das damals eben erschienen war, öffneten unserem Pädagogen eine neue Welt. Ihm verdankt er die entschiedene Ausprägung seiner Vaterlands-
liebe.

Im Sommer 1810 streckte ein Nerven-
fieber Jahn mehrere Wochen aufs Kranken-
lager. In der stillen Zeit der langsamen Ge-
nennung entwickelte er den Freunden, die ihn
besuchten, den Gedanken, daß man sich im
geheimen gegen die Feinde
des Vaterlandes vereinigen und die Mittel zu
seiner Befreiung herbeischaffen müsse. Das stand
längst im Herzen vieler; aber jetzt bekamen die
vielen einen gemeinschaftlichen Halt, und jeder
suchte dem Gedanken die Tat hinzuzufügen. An
einem Herbstabend 1810 ward unter hohen, dunklen
Bäumen in abgelegener Gegend auf den Höhen
bei Berlin dieser deutsche Bund besiegelt. Ein jeder
wirkte nun in seinem Kreise. Friesen vereinte
Leute aus allen höheren Ständen: Offiziere, Kauf-
leute, Künstler, Beamte, Lehrer zu einer großen
Fechtbodengesellschaft, wo Hieb- und Stoßfechten,
auch das Voltigieren geübt wurde. Jahn zog
junge Leute zu Gesampispielen und Leibes-
übungen heran, eröffnete im Frühjahr 1811
den Turnplatz auf der Hasenheide und ließ
eine Schwimmanstalt anlegen. Harnisch war
beiden ein treuer Helfer. Dazu kam die Ver-
breitung dieser Ideen in Erziehungsanstalten,
durch Schrifttellerei, durch Anknüpfung neuer
Bände mit gleichgesinnten Personen und münd-
liche Verbreitung. Jahns Wirksamkeit in den
Berliner Kaffeehäusern, wo französisch gesinnte
Aufpasser ihn umspähten, war einzig in ihrer
Art. Harnisch bezeugt, was er diesem Bunde
verdankt: „Ich reiste unter so ernstlichen Dingen
zu einem Manne: denn ein Mann ist der, der für
einen ehrenhaften Gedanken alles einsetzt.“

Während er so an den Bestrebungen zur
Rettung Preußens teilnahm, setzte er seine
pädagogischen Studien fort. Anfang 1812 gab

er seine erste Schrift heraus: „Deutsche Volks-
schulen mit besonderer Rücksicht auf die Pestalozzischen Grundsätze.“ Gewidmet war sie
seinen Freunden, Friesen und Jahn; in welchem
Sinne, das zeigen die darunter stehenden
Worte: „Dankbar geb' ich der Welt, was ihr
Freunde mir gabt!“ Das Buch war der Anstoß
zu seiner Berufung als erster Lehrer an das
Seminar in Breslau, das nach den neuen
Grundsätzen eingerichtet werden sollte, die
einzige Anstalt ihrer Art für das evangelische
Schlesien. So war sein Wunsch, in Schlesien
angestellt zu werden, den er seit seiner Studen-
tenzeit in Frankfurt gehegt, weil er unter den
Schlesiern die meisten
Freunde gewonnen hatte,
herrlich in Erfüllung ge-
gangen. Seit Pfingsten
1812 gehörte er unserer
Heimat an. Sie gewährte
ihm ein ehrenvolles Amt
und einen eigenen Herd,
und das in ihrer Haupt-
stadt selbst. Dankbar be-
kennt er: „Der Herr gab
mir viel mit einem Mal
und das so früh; denn ich
war noch nicht 25 Jahr
alt und konnte mich weder
meiner Anlagen noch
meiner Gelehrsamkeit rüh-
men; denn erstere sind
sehr ungleich, und letztere
hat mir immer gefehlt.“



Karl Friedrich Friesen
im Jünglingsalter

Konistorialrat Fischer,
bei dem er sich nach seiner
Ankunft in Breslau mel-
dete, führte ihn in das
Seminargebäude ein, ein
dürftiges Franziskaner-
kloster in der Neustadt,

(heut erhebt sich dort die Königl. Akademie
für Kunst und Kunstgewerbe am Kaiserin Au-
gusta-Platz). Die Kirche darin war in vier Lehr-
säle verwandelt, und für Harnisch, sowie für den
zweiten Lehrer Krüß, einen geborenen Schlesier,
der bei Pestalozzi gebildet war, wurden aus
Mönchszellen Wohnungen eingerichtet.

Harnisch war sehr glücklich: eine Amts-
wohnung, ein Gärtchen dabei, und vor allem ein
großer Wirkungskreis in der Hauptstadt eines
schönen Landes, worin es sich wohlfeil lebte, das
sprach ihn an. Die freien Tage vor Beginn des
neuen Seminarskursus benützte Harnisch noch
zu einer Wanderung auf den Zobten, wo
gerade ein großes Fest gefeiert wurde, das
auch die Breslauer Studenten mitmachten.

Es ist hier nicht der Ort, zu zeigen, wie
Harnisch durch Vorbild, Wort und Schrift die

Ideen des großen Schweizers dem Lehrstande und der Schule zuführte, wie er seine pädagogische Eigenart und Selbständigkeit dabei bewahrte und an seinem Teile der neu zu begründenden preußischen Volksschule ihr besonderes Gepräge gab. Robert Rißmann hat in seinem Buche „Deutsche Pädagogen des 19. Jahrhunderts“ davon ein klares Bild gezeichnet. Von Harnisch als Patriot und Freund der Lützower wollen wir weiter reden.

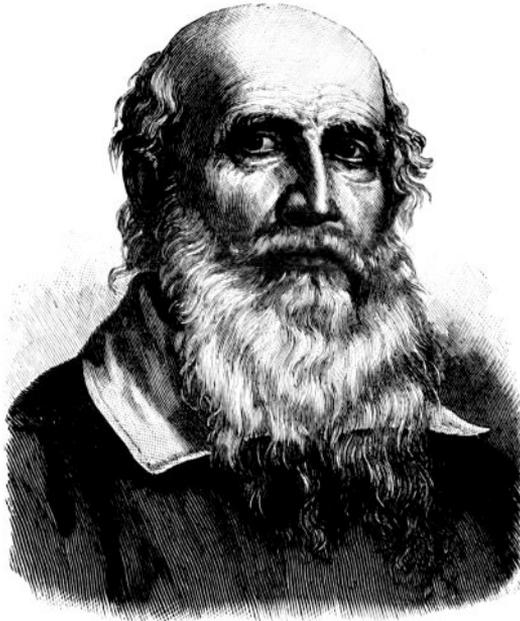
Wer einmal etwas recht gewollt hat, der kann es nicht lassen. So besorgten die Mitglieder des „deutschen Bundes“ ihren geheimen Dienst im Rücken der Franzosen zum Heile des Vaterlandes. Harnisch war dabei dreifach beschäftigt. Er bildete die Zwischenstation für die Korrespondenzen von Berlin nach Wien, die in Geheimschrift geführt wurden, er suchte geeignete Leute zur deutschen Legion nach Rußland zu schicken, die hier als Hilfsheer gegen den Tyrannen kämpfen sollte, er verbreitete die Gesinnung, welche die Bundesbrüder in sich trugen, weiter und schloß die Freunde der deutschen Sache an sich an. Es war noch eine böse Zeit, und viele mußten ihren Mut mit dem Verluste ihrer Freiheit büßen; auch Harnisch' Lage war oft bedenklich. Nach dem Gottesgerichte in Rußland gewann der „deutsche Bund“

eine andere Richtung, er durfte in eine gewisse Oeffentlichkeit treten; denn der Staat konnte es jetzt wieder wagen, sich zu sich selbst zu bekennen. Doch es war immer noch ein stetes Schweben zwischen Furcht und Hoffnung. Das änderte sich erst, als Deutschlands großer Frühling, der in Breslau zuerst erblühte, mit Zaubermacht alle mit sich fortriß.

Für die Mitglieder der geheimen Verbindung, von denen eine ansehnliche Zahl in Breslau zusammenströmte, war nun die Frage: Was sollen die, die nicht schon dem Heere angehören, fürs Vaterland tun? Und bald fand man die Antwort: Anschluß ans Lützowsche Freikorps. Dazu waren die Mitglieder des Bundes wegen ihrer vielseitigen Ausbildung und wegen ihrer vielfachen Anknüpfungen in allen Teilen Deutschlands am besten geeignet. Harnisch' Haus ward eine förmliche Niederlage

für die neuen Ankömmlinge des Korps, dessen Stab im „Bepter“ sich befand, wo Major von Lützow mit Zahn, Friesen u. a. wohnte.

Während so Harnisch' Freunde das Freikorps errichten halfen, setzte er es sich zum Ziel, möglichst viele Unteroffiziere, Musiker und Feldwebel für die Landwehr aus den Seminaristen vorzubilden. Als nun nach Erscheinen des Landwehredikts der Breslauer Magistrat anfang, die Landwehr zu bilden, stellte sich Harnisch mit allen gesunden Böglingen seiner Anstalt, welchem Beispiel auch das katholische Seminar folgte. Wie sich die Seminaristen dann im Felde benommen, darüber zeugte ein amtlicher



Friedrich Ludwig Zahn
im späten Mannesalter

Bericht in der Breslauer Zeitung vom 11. Juni 1814: „Eine besonders rühmliche Erwähnung geschieht der Seminaristen, die wesentlich dazu beigetragen haben, einen guten Geist unter ihren Waffengefährten zu verbreiten, und die durch ihr Beispiel Mut im Kampfe und Menschlichkeit und Sitte außer demselben einflößten.“ Harnisch bestimmte man zum Hauptmann der Landwehr, aber eine Verfügung des Ministeriums (vom 22. 4. 1813) hielt ihn in Breslau fest. Darin heißt es: „Die Lehrer an Seminarien werden mit Fleiß ausgewählt, um Lehrer und Erzieher zu bilden, die in dem heranwachsenden Geschlecht eine Volksbildung begrün-

den sollen, die uns auf immer vor dem innern Versinken bewahre. . . . In ihnen würden (wenn sie sich den Verteidigern des Vaterlandes anschließen wollten) nicht einzelne Personen einem einzelnen Geschäfte entzogen, sondern alles, was veranstaltet werden muß, um durch die Jugenderziehung dem Volke eine bessere Zukunft von innen zu bereiten.“

Da er in Breslau zurückblieb, übernahm er sämtliche Angelegenheiten des Lützowschen Korps bei dessen Ausmarsch. Er war auch Zeuge von seiner Einsegnung in Rogau und dem Ausmarsch aus Zobten. Er ließ dann die Eidespredigt drucken, und aus seiner Feder stammt der Urbericht über die weihervolle Handlung.*) Außer seinem Amte und dem Unterricht der Prinzessin Charlotte, der nachmaligen

*) „Schlesien“ V. Jahrgang, S. 224

Kaiserin von Rußland, lag ihm hier die Bekleidung eines Bataillons und einer halben Batterie ob. Prinzess Charlotte und ihre Schwestern halfen eifrig mit. Landräte und Steuerräte schickten große Ballen aus ihren Bezirken ein, Lehrer aus ihren Schulen, Geistliche aus ihren Gemeinden; auch Waffen und Scharpie, Gold- und Silbersachen gingen ein; überall regte sich ein hoher Opfer Sinn. Gerade als das russisch-preußische Heer sich vor der Uebermacht der Franzosen zurückzog, war die von Harnisch gekleidete Infanterie und Artillerie nach dem schlesischen Gebirge zu ausmarschirt. Aber eine Menge von Waffen und Schmucksachen war noch nicht verwertet. Da drangen die Feinde in Schlesien immer weiter vor. Die Kinder des Königs wurden in Sicherheit gebracht, die Waffen auf Schiffe geladen, um nach Oberschlesien gerettet zu werden. Harnisch' Frau vergrub die Wert sachen heimlich im Garten des Seminars. Harnisch selbst, der beim Nahen der Franzosen aus der Hauptstadt zu weichen beschloß, begab sich am Tage, ehe die Feinde einrückten, ins preußische Hauptquartier, um die von ihm ausgerüsteten Lükower aufzusuchen. Der Wirrwar in Breslau war groß, als er die Stadt verließ. Selbst als Freiwilliger des Lükowschen Korps ausgerüstet — denn er hielt sich von der Verpflichtung, in Breslau zu bleiben, für entbunden, solange die Franzosen die Stadt inne hatten — kam er unter Ueberwindung mancher Schwierigkeiten nach Reichenbach, wo gerade auch der König weilte. Hier traf er seine Breslauer Freunde, unter andern auch Karl von Raumer. Die Stimmung war sehr gedrückt; doch daß das Neueste zu wagen war, darin waren die Edlen des Vaterlandes einig.

Harnisch sah jetzt seine Aufgabe darin, die im Gebirge zerstreuten, nachgesandten Häuflein der Lükower zu sammeln und vom Hergebirge aus die französische Straße an der Grenze zwischen der Lausitz und Schlesien zu beunruhigen. Dazu kam der Auftrag, eine Verbindung zwischen Görlitz und dem Hauptquartier durch Böhmen über Lieberwoda zu unterhalten. Gerade als ein Pascher ihn für schweres Geld durch wilden Urwald quer über die Berge nach Schreiberhau gebracht hatte, erfuhr er die Nachricht, daß ein Waffenstillstand geschlossen sei. Das änderte die Sachlage. Harnisch kehrte ins Hauptquartier zurück, reiste dann nach Breslau, um seinen ersten Sohn zu taufen, und war dann wieder in Reichenbach und Umgegend für die Lükower tätig; jetzt kam es darauf an, alle Teile des Korps, die noch in Schlesien waren, nach Havelberg zu beordern, wo sie sich dem Hauptkorps angliedern sollten. Anfang Juli reiste er dann nach

Breslau, das Ministerium um Erlaubnis zu bitten, bei den Lükowern bleiben zu dürfen, da er nichts in Breslau zu tun habe; denn die wenigen zurückgebliebenen Seminariisten waren beim Nahen der Franzosen entlassen worden. Der Ministerialbescheid (vom 15. 7. 1813) lehnte seine Bitte ab: „Wenn das Departement des Kultus und öffentlichen Unterrichts es auch entschuldigen will, daß der Oberlehrer Harnisch zur Zeit der feindlichen Okkupation von Breslau seinen Posten daselbst verlassen hat, so kann es doch nicht genehmigen, daß derselbe auf längere Zeit sich davon trenne, um sich an das Lükowsche Freikorps anzuschließen, sondern weist ihn an, sich unverzüglich auf seinen Posten zurückzuwerfen.“

Verstimmt kehrte er nach Breslau zurück. Seine Erinnerungen an die Zeit faßte er später in den wehmütigen Worten zusammen: „Ich exerzierte Leute aus, ohne selbst exerziert zu sein; ich ward zum Hauptmann ausersehen und durfte es nicht annehmen. Ich ward der Mittelpunkt der Reserve des Lükowschen Korps, nahm Geld und Sachen und Waffen ein, kleidete und rüstete mit Waffen allerlei Art Offiziere und Gemeine aus, verließ aber Breslau zu Fuß, als ich nicht mehr bleiben konnte. Im Gebirge wollte ich darauf mit den von mir ausgerüsteten Lükowern an Kriegstaten teilnehmen, wozu mich nichts verpflichtete und berechtigte als mein guter Wille. Aber vom Waffenstillstand daran behindert, sorgte ich nur noch dafür, daß die getrennten Glieder des Korps sich mit demselben vereinten. Am Lehren verhindert, war ich bemüht, bei dem Lükowschen Korps bis auf weiteres zu bleiben, ward aber davon abgehalten und habe so den Freiheitskrieg nicht mitgemacht. Von jenen Rüstungszeiten habe ich nur noch zwei Andenken, mein geschliffenes Schwert und zwei Pistolen. Es war ein kleiner Kriegstraum, woraus keine Wirklichkeit geworden ist. Nur die Kanonen hörte ich in der Ferne donnern, als ich mich von Breslau nach Rogau begab. Das eiserne Kreuz habe ich mir nicht verdienen können.“

Zehn Jahre lang hat Harnisch in seinem geliebten Schlesien, das ihm zur zweiten Heimat geworden war, gewirkt. Sie waren von höchster Bedeutung für die Entwicklung unserer Volksschulen, sie waren auch der Höhepunkt in Harnisch' Leben selbst. Es war nicht mehr der alte Harnisch, der 1822 bis 1842 in Weißenfels als Seminardirektor wirkte. Seinem Wesen war die Milde entschwunden, und weder die Frische der Empfänglichkeit, noch der feste Tatenmut von ehemals waren mehr vorhanden. In der stillen Landpfarrei zu Elbei in Magdeburgischen senkte sich dann sein

Leben allmählich zum Niedergange und zum trostlosen Ende 1864 nach schweren Leiden des Geistes und des Leibes.

„Eine stolze Eiche“ — so schreibt Rißmann — „war vor der Zeit alt und morsch geworden. Der Herbstwind schüttelte die müden Aeste. Als der zündende Blüßstrahl herniederfuhr, traf er einen toten Baum. — — Wir aber

wollen nicht vergessen, daß einst dieselbe Eiche in stolzer Pracht dastand als die Zierde des Waldes, bewundert von allen, die ihren Schatten aussuchten. Gedenken wollen wir der Tage, wo der Frühlingssturm mächtig durch die Zweige fuhr, daß ihr Rauschen die Schläfer weckte und die Jagenden mit Mut erfüllte.“

Lied für die Nachtwächter in Berlin

auf die Nacht vom 3. bis 4. März 1813, in welcher die Franzosen Berlin räumten

Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Frohes hat sich zugetragen,
Es muß nicht geheuer seyn;
Die Franzosen packen ein.
's hat zehn geschlagen!

Hört, ihr Frau'n, und laßt euch sagen,
Kein Franzos wird mehr euch plagen,
Dem ihr nie zu Dank gekocht:
Endlich hat er ausgepocht.
's hat elf geschlagen!

Jüngling, hör und laß dir sagen,
Rüste dich, den Feind zu schlagen,
Rücht'ge seinen Uebermuth,
Räche deiner Brüder Blut.
's hat zwölf geschlagen!

Mädchen, hör' und laß dir sagen,
Nichts aus Frankreich mußt du tragen!
Fort mit allem Modetand,
Den dir sonst Paris gesandt.
's hat eins geschlagen!

All' ihr Wackern, laßt euch sagen,
Schön wird bald der Morgen tagen.
Tapfre Russen ziehen ein,
Uns vom Joche zu befrei'n.
's hat zwei geschlagen!

Hört, ihr Freund', und laßt euch sagen,
Bald seht ihr Kosacken jagen,
Und der Franzmann flieht und bebt,
Wenn die Knute sich erhebt.
's hat drei geschlagen!

Darum laßt uns nicht mehr klagen,
Jedes Herz kann freier schlagen.
Füllt die Gläser jezt mit Wein:
Denn wir leeren sie allein.
's hat vier geschlagen.

R. Mückler

(Das erwachte Europa, Berlin 1813)

Das Staubecken bei Erdmannsdorf

Von Geheimem Baurat G r e t j c h e l in Breslau

Von dem Randgebirge zwischen Preußen und den österreichischen Kronländern, welches fast genau auf der Grenze Schlesiens verläuft und in mehrere von einander getrennte und in ihrem Charakter von einander abweichende Teile zerfällt, ist das Riesengebirge mit seinen Vorbergen das schönste. Dieses Gebirgsland mit seinen schroffen Felswänden, prächtig bewaldeten Bergen und lieblichen Tälern ist der

Stolz des Schlesiens und das Wanderziel ungezählter Sportfreunde und naturfroher Wanderer. Vor dem Gebirgszuge breitet sich eine fruchtbare, weite Ebene aus, die mit zahlreichen Ortschaften besiedelt und von vielen klaren Wasserläufen durchflossen ist.

Fast aus jedem Hochgebirgstal stürzt ein Bach hervor, durchbricht die am Fuße des Gebirges liegende, meist flache Geröll- und



Das Staubecken bei Erdmannsdorf
 Ueberfallbauwerk (Wasserseite)

Schotterhalde, vereinigt sich mit anderen Bächen und erreicht am unteren Ende des Talkessels den Hauptfluß, den Bober.

Der Bober kommt von oberhalb Landeshut, läuft zunächst mit dem Gebirge parallel und durchbricht unterhalb Hirschberg die Ausläufer des Boberfakb Gebirges. Er nimmt im Hirschberger Tale alle direkt vom Gebirge abfließenden Zuflüsse auf und schwillt bei Hirschberg zu einem ansehnlichen Flusse an.

So wesentlich dieser Fluß und seine Nebenflüsse zur Hebung und Verschönerung des Hirschberger Tales beitragen, so sehr gefährdet er die angrenzenden Ortschaften zur Zeit der Schneeschmelze, bei anhaltendem Regen und bei Wolkenbrüchen.

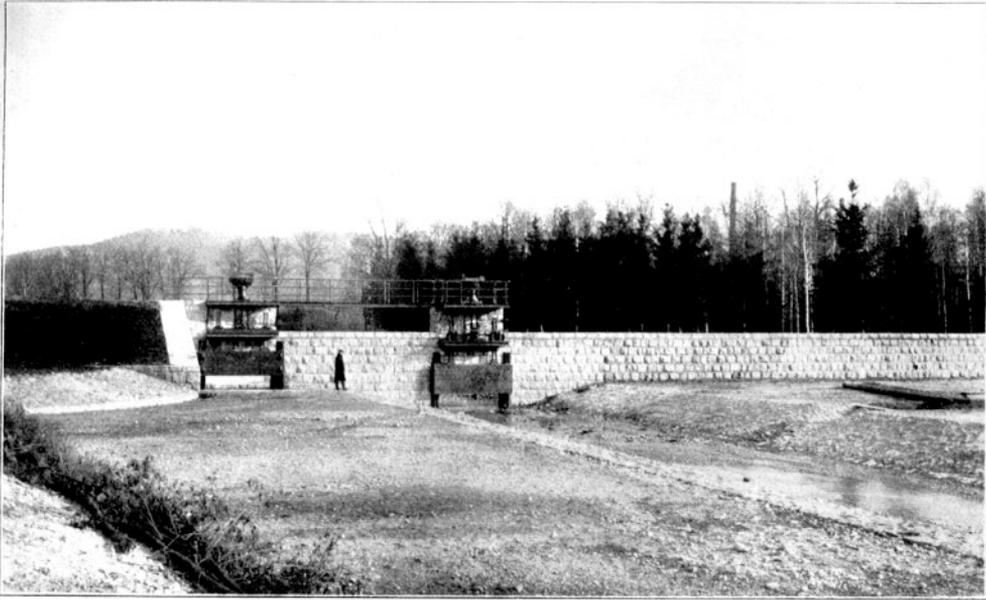
In früheren Zeiten waren diese Flußläufe sich selbst überlassen; sie bildeten ihr Bett in den mehr oder minder locker angehäuften Geröllmassen nach eigenem Bedürfnis aus und veränderten es bei jedem Hochwasser, weil der lockere Untergrund der Betten nicht imstande war, den mit großer Gewalt und in großer Menge von den steilen Hängen herabstürzenden Wassermassen standzuhalten.

Für die Instandhaltung der Flußbetten ist früher gar nichts und später mangels genügender Aufsicht sehr wenig getan worden. Durch jahrzehntelange Ruhe in der Hochwasserbewegung waren die Bewohner sorglos geworden, hatten dem Flußlauf immer mehr Raum weggenommen und ihn eingengt; denn die alljährlich wachsende Zahl der Besucher

des Gebirges erforderte ausgedehntere Ansiedelungen.

Da traten in kurzen Zwischenräumen zu Ende des vorigen Jahrhunderts gefährliche Hochwässer ein, für die der übriggebliebene Raum in den Flußbetten nicht genügte. Zahlreiche blühende Ansiedelungen, Gehöfte und Wohnstätten wurden zerstört. Da sich die Bewohner nicht allein helfen konnten, mußte der Staat eingreifen. Nach langen Erwägungen und Verhandlungen kam das Hochwasserschutzgesetz vom 3. Juli 1900 zustande, welches die Provinzialverwaltung verpflichtet, die hochwassergefährlichen Flußläufe so herzurichten, daß Katastrophen nicht mehr eintreten können. Die dauernde Unterhaltung dieser Flußläufe übernahm die Provinz allerdings nicht auf eigene Kosten, sondern unter Heranziehung der beteiligten Uferanlieger und Ansiedler im Ueberflutungsgebiete, während die erstmaligen Kosten für den Ausbau von Staat und Provinz im Verhältnis 4 : 1 aufgebracht wurden.

Die durch das Gesetz vorgeschriebenen baulichen Maßnahmen sind: die Zurückhaltung der Geschiebe, welche durch ihre Anhäufung in den Oberläufen der Flüsse zu Versandungen und Verwilderungen der hier meist ungenügend weiten Flußbetten Veranlassung geben, die Zurückhaltung der außerordentlich großen und gefährlichen Wassermengen in Sammelbecken und die Ausweitung der Flußbetten im Mittel- und Unterlauf, um sie zur Aufnahme größerer Hochwassermengen geeigneter zu



Das Staubecken bei Erdmannsdorf
Ueberfallbauwert (Luftseite)

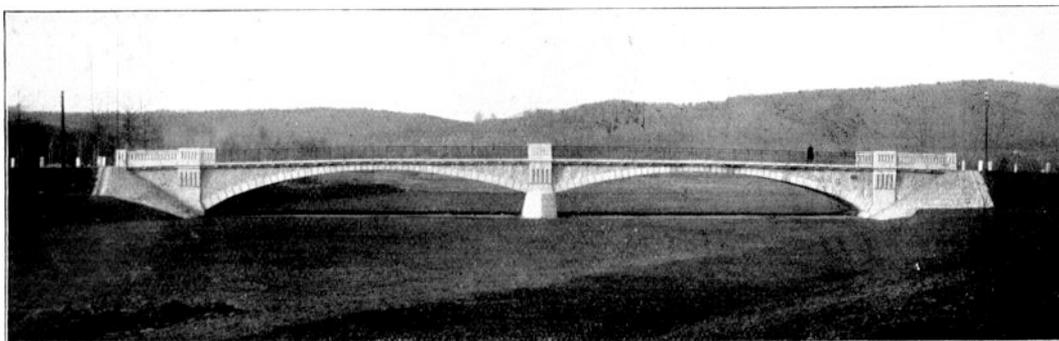
machen und die schädlichen Ausuferungen nach Möglichkeit zu verhindern.

Für den Ober- und Mittellauf kommt in erster Linie die Anlage von Staubecken in Frage. Leider ist ihre Anlage nicht überall durchführbar; sie hängt von den topographischen Verhältnissen und von der Höhe der erforderlichen Kosten ab. Da, wo das Flußtal keine genügende Ausweitung zeigt, oder wo nicht schon die Natur sich ein muldenförmiges Becken geschaffen hat, lassen sich Staubecken mit Erfolg nicht anlegen. Sind Mulden und Becken vorhanden, aber stark besiedelt, dann verbietet die Kostenfrage die Anlage des Staubeckens. Je größer der Fassungsraum des Staubeckens ist, und je weiter sein Schutz reicht, desto zweckmäßiger ist seine Anlage. Auch für einzelne Ortschaften im Quellgebiet können unter Umständen Sammelbecken zur Zurückhaltung der Schadenwassermenge geschaffen werden, wenn sich oberhalb der Ansiedelungen ein geräumiges Becken vorfindet. Der Beckeninhalt und die Abflußvorrichtungen sind derartig berechnet, daß eine gewisse unschädliche Wassermenge durch die Grundablässe des Abflußbauwerks ungehindert abfließen kann, während die übrige Menge des Hochwassers, das sogenannte Schadenwasser, im Staubecken zurückgehalten wird, bis der Zufluß von oben aufhört oder wesentlich nachläßt. Die unschädliche Menge ist die, welche der Unterlauf des Flusses ohne Ausuferung und ohne Schädigung der Anlieger abzuführen imstande ist.

Das Hirschberger Tal, welches von allen Flußgebieten, die dem Hochwasserschutzgesetz vom 3. Juli 1900 unterstehen, wohl das reichste und am stärksten besiedelte ist, zeigt glücklicherweise derartige topographische Verhältnisse, daß oberhalb fast aller Ortschaften die Anlage solcher Schutzbecken möglich ist. Längs des Gebirges ist deshalb bereits ein Kranz von Staubecken ausgeführt worden, welche fast das ganze Hirschberger Tal schützen. Solche Becken sind: bei Grüssau im Zieder, bei Buchwald im Bober (oberhalb Liebau), oberhalb Landeshut im Abs und im eigentlichen Hirschberger Tal bei Erdmannsdorf, Herischdorf und Warmbrunn. Ungeschützt ist eigentlich nur das Gebiet bei Schmiedeberg im Tal der Eglitz.

Sammelbecken werden als Talsperren bezeichnet, wenn sie in einem engen, tief eingeschnittenen Tale liegen und durch eine Sperrmauer zwischen den Wänden dieses Tales ihren unteren Abschluß erhalten. Sie sind als Staubecken anzusprechen, wenn sie flache, mehr oder minder ausgedehnte Terraimulden durch Erdämme abschließen. Die ersteren haben große Tiefe und verhältnismäßig wenig Stauspiegelfläche, die letzteren sind flacher, dafür aber meist ausgedehnter.

Von den hauptsächlich in Frage kommenden drei Becken im Hirschberger Tal ist das bei Erdmannsdorf zuletzt angelegt worden. Es weicht in seiner Ausführung insofern ab, als es durch eine seitliche Einstaumung des Hochwassers



Das Staubecken bei Erdmannsdorf
Flutbrücke an der Kreischausee Erdmannsdorf-Krummhübel

gefüllt werden muß. Das Stauwerk drängt die Hochwassermenge der Lomniz durch eine künstlich gebildete seitliche Mulde in ein flaches, etwas abseits vom Flußbett liegendes Becken. Dieses erstreckt sich in etwa 2,7 Kilometer Ausdehnung bis nach Glausnik, besitzt eine Ueberflauungsfläche von 94 Hektar und hat flach sichelförmige Gestalt. Die nördlichste Ausbuchtung und tiefste Stelle liegt an den Teichen bei der Kolonie Nieder-Zillertal. Das Werk umfaßt einen großen Teil der Gemarkung Erdmannsdorf und den kleineren Teil der von Glausnik. Der Grund und Boden des Beckens mußte gekauft werden und ist in das Eigentum des Provinzialverbandes übergegangen. — Begrenzt wird das Becken im Osten, Süden und Westen von dem natürlich ansteigenden Terrain und im Norden durch einen Absperrdamm, welcher sich der sichelförmigen Gestalt des Beckens anschließt und gegen 1500 Meter lang ist. Dieser Damm hat eine Kronenbreite von vier Meter und eine Böschungsneigung nach dem Becken zu von 1 : 4, an der Luftseite von 1 : 2. Die Schüttungsmassen bestehen aus Sand und Lehm in einem Mischungsverhältnis, welcher das Durchsickern von Wasser unmöglich macht und bei starker Austrocknung die Bildung von Rissen verhindert. Bei anderen Staudämmen, wo das Schüttungsmaterial die erforderliche lehmige Beschaffenheit nicht aufweist, wird ein künstlicher Lehm- oder Tonkern eingebaut. Hier ist nur unter der oberen Böschung eine Ton- bzw. Lehmschicht aufgebracht worden, welche am unteren Dammeinde in den gewachsenen Boden bis zum Grundwasserstand einbindet. Der Damm hat an der höchsten Stelle eine Höhe von etwa zwölf Meter. Die Bodenmassen wurden im Staubecken gewonnen, hier gleich gemischt und dann in den Damm verfahren.

Zwischen dem eigentlichen Becken und dem Flußbette der Lomniz liegt eine schwache Geländeaufhöhung; diese mußte behufs Durch-

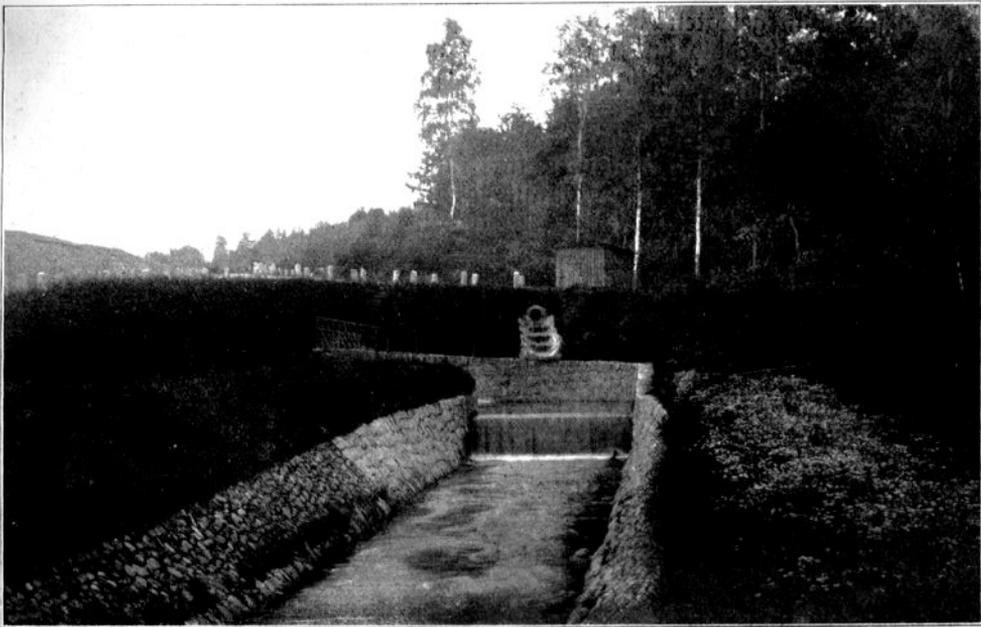
führung der Einlaufmulde durchgraben werden. Die Mulde schließt sich nach beiden Seiten sichelförmig an das Flußbett an, verengt sich an der höchsten Stelle des Geländes und weitet sich nach dem Becken zu wieder aus. Die höchste Stelle bildet die Kreischausee von Erdmannsdorf nach Krummhübel. Sie mußte durchbrochen und durch eine Brücke über die Flutmulde ersetzt werden. Die Brücke hat zwei Öffnungen und ist in Stein gewölbt. Die Öffnungen haben 30 Meter Spannweite; die Mindestbreite der Flutmulde beträgt 50 Meter.

Das quer durch das Flußbett der Lomniz gelegte Absperrbauwerk ist ein wehrartiger, aus Granitsteinen massiv gebauter Damm, welcher einen doppelten Grundablaß und einen Ueberfall von 90 Meter Länge hat.

Der Zweck der ganzen Anlage ist der folgende:

Das Flußbett der Lomniz ist unterhalb des Staubeckens für 35 bis 50 Kubikmeter Wassermenge ausgebaut, d. h. die Lomniz kann diese Wassermenge ohne Ausuferung, und ohne Schaden zu verursachen, abführen. Die Wassermenge von 35 Kubikmeter wird daher als unschädliche Hochwassermenge, der überschießende Teil des Hochwassers als Schadenwassermenge bezeichnet. Die im Jahre 1897 zum Abfluß gekommene Hochwassermenge betrug 190 Kubikmeter in der Sekunde, die Schadenwassermenge also 155 Kubikmeter. Die Grundablässe im Absperrbauwerk sind in ihrer Lichtweite so bemessen, daß sie 35 Kubikmeter in der Sekunde durchlassen können, wenn die Lomniz bis zur Ueberfallkante des Absperrbauwerkes gefüllt ist.

Die Einlaufmulde in das Becken liegt so hoch, daß erst bei einer Wassermenge von 20 Kubikmeter in der Sekunde ein Einlaufen in das Becken eintreten kann. Ehe das Hochwasser bis zu diesem Maß angeschwollen ist, läuft alles Wasser direkt ab. Der Einlauf in das Becken dauert an, bis das Hochwasser seinen



Das Staubecken bei Erdmannsdorf
Leerlaufgraben

Höchststand erreicht und weiter bis zur unschädlichen Wassermenge wieder abgefunken ist. Bei weiterem Abfallen der Hochwasserwelle läuft das in das Becken eingestaute Wasser wieder in die Lomnitz zurück und fließt hier durch den Grundablaß ab.

Um auch bei geringeren Wassermengen eine Zurückhaltung des Wassers möglich zu machen, sind die Grundablässe verschließbar angeordnet worden, so daß der Abfluß des unschädlichen Wassers geregelt werden kann. Es sind zwei übereinanderliegende Grundablässe eingebaut: zwei Stück deshalb, weil eine große Schützvorrichtung schwer zu bedienen gewesen wäre, und übereinanderliegend deshalb, damit ihre Wirksamkeit nacheinander eintritt. Tritt wider Erwarten ein höheres Hochwasser als das bekannt höchste ein, so würde der Ueberlauf des Absperrbauwerks in Tätigkeit treten und die größeren Hoch-

wassermengen dem Unterlaufe der Lomnitz zuführen.

Der Ueberfallrücken des Bauwerkes liegt auf Ord. 397,50, der Stauspiegel im Staubecken auf Ord. 398,10. Die Dammkrone liegt auf 398,80, also 70 cm über dem höchsten zulässigen Stau im Becken. Hiernach ist eine Ueberströmung des Dammes ausgeschlossen.

In der Nähe der Teiche bei der Kolonie Nieder-Zillertal liegt das Gelände des Beckens so tief, daß ein Zurückfluten der Wassermengen nach der Lomnitz nicht möglich ist. — Wenn sich also infolge des Abnehmens des Hochwasserzuzusses das Becken entleert, wird immer eine gewisse Wassermenge an dieser tiefsten Stelle bleiben; diese kann aber durch einen besonderen Leerlaufgraben nach einem etwa 1 km unterhalb gelegenen Teil der Lomnitz abgeführt werden. Der Leerlaufgraben ist an das Staubecken mit



Das Staubecken bei Erdmannsdorf
Verschlußvorrichtung am Leerlaufgraben

einem durch den Damm gelegten Rohrdurchlaß angeschlossen, an dem oberhalb und unterhalb besondere Schützvorrichtungen angebracht sind. Er tritt nur in Wirksamkeit, wenn das Becken vollständig geleert werden soll.

Oberhalb und unterhalb des Einlaufes in das Staubecken ist das Bett der Lomnik reguliert und sorgfältig befestigt worden.

Die Bauausführung wurde 1910 begonnen und 1912 beendet. Die Entwurfsbearbeitung und die Durchführung des Baues lag in den

Händen des Flußbauamtes Hirschberg (Landesbauinspektor Wolf); die örtliche Bauleitung erfolgte durch Regierungsbaumeister Wiesner. Sämtliche Arbeiten mit Ausnahme der Regulierung des Flußbettes, welche in eigener Regie ausgeführt wurde, hatte die Firma Brand in Düsseldorf (Filiale Breslau: Regierungsbaumeister a. D. Cramer) übernommen.

Die Gesamtkosten stellen sich auf rund 1160 000 Mark, so daß ein Kubikmeter aufgespeicherte Wassermenge 39 Pfennige kostet.

Die beiden Tambours vom F.-Bataillon

Den Buckel voll unverdienter Schand,
Die Wege tief, und den Hals voll Brand.
Königswartha verloren, und Platz um Platz
Gewichen — zehn Stunden weglose Haß!
Längst würgte der Durst die Schmach und die Mut.
Eisbrecher sind wunde Sohlen!
Die Tambours müssen den letzten Mut
Aus den schlaffschweren Knochen holen —
Terrerom tom tom, terrerom tom tom,
Terrerom, terrerom, terrerom tom tom!

Weiß Gott, wir waren am schlimmsten dran —
Das F.-Bataillon ließ fünfhundert Mann!
Das andre elfte Regiment —
Wer weiß, wo's seine Feuer brennt?!
Hell schrillt ein Hornsignal ans Ohr.
„So soll mich der König verdammen,
Feind hin, Feind her!“ schrie der Major,
„Wir setzen im Holz dort zusammen!“
Terrerom tom tom, terrerom tom tom,
Terrerom, terrerom, terrerom tom tom!

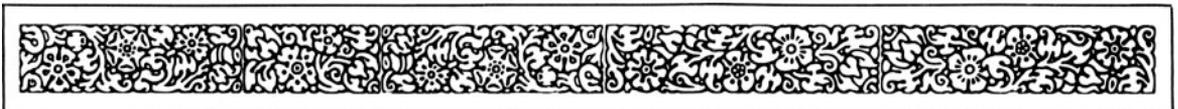
Jeder warf den Tornister, wo er fiel —
Zwei Fuß tiefer Rot sind ein guter Pfühl!
Ein Leutnant schlief stehend am Eibenbaum —
Knorrwurzeln waren wie Damenflaum.
Die Träume brannten lichterloh;
Rings rauchende Dörfer in Flammen — —
In der Ferne nur lockte ein Tambour wo
Sein zerstücktes Volk zusammen.
Terrerom tom tom, terrerom tom tom,
Terrerom, terrerom, terrerom tom tom . . .

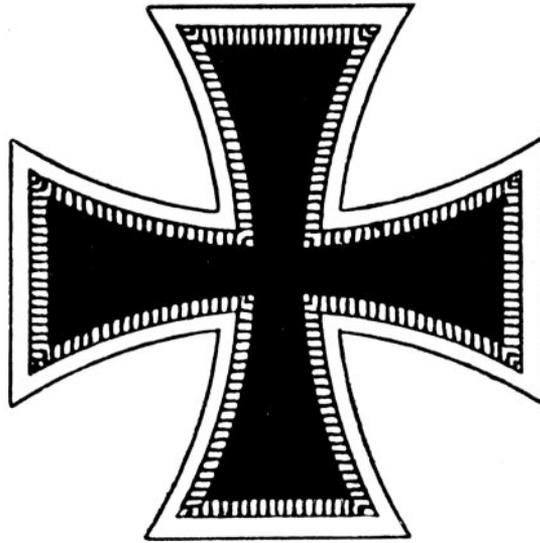
Still ward's im Holz. Leis im Geäit
Tropfen die Blätter. Sonst schläft alles feist. — —
Da gellt ein Schuß durch die Stille — zwei!
Alarm! Von den Wachen her warnender Schrei!
Wild flucht der Major: „Wir sitzen im Loch!!
Num geb' der Teufel den Segen!“
Da rissen zwei Tambours die Trommeln hoch
Und schlugen den Sturm marsch entgegen!
Terrerom tom tom, terrerom tom tom,
Terrerom, terrerom, terrerom tom tom!

Und schritten, in Herz und Takt vereint,
In die Nacht hinaus trutzig gegen den Feind.
Leis sprach der Major: „Geb Gott ihnen Lohn!
Der Feind entwickelt! Wir kommen davon.“ — —
Und still gerettet, in Ordnung und Reih'n,
Feindab die Kolonnen marschieren —
Und hören noch fern in die Nacht hinein
Sich die Wirbel der beiden verlieren —
Terrerom tom tom — terrerom tom tom —
Terrerom . . terrerom . . terrerom . . tom . . tom . .

Joachim Kurd Niedlich

Anmerkung: Der Ballade liegt eine bekannte Episode aus der Geschichte des II. Regiments und spez. des Füsilier-Bataillons zu grunde. Sie hat sich abgespielt im Jahre 1813 nach dem Gefecht bei Königswartha. F.-Bataillon ist eine gebräuchliche Abkürzung für Füsilier-Bataillon.



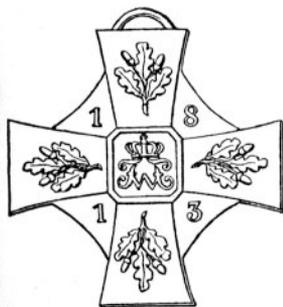


Eisernes Kreuz nach der Zeichnung von Schinkel
(Vorderseite, vergrößert)

Wo ist das Eiserne Kreuz von 1813 gegossen worden?

Von R. Urbanek in Gleiwitz

König Friedrich Wilhelm III. kommt am 25. Januar 1813 nach Breslau. Im Februar taucht in ihm die Idee auf, einen neuen Orden zu stiften, der nur in dem bevorstehenden Befreiungskampfe verliehen werden soll. Die leitenden Gedanken der neuen Stiftung legt er in einem Schriftstück nieder und macht darin genaue Angaben über das Aeußere des Ordens. Diesen Entwurf übergibt er dem Kriegstat Emsiedel und beauftragt ihn — man nimmt an, daß dies mündlich geschehen sei — eine Zeichnung des neuen Ehrenzeichens anzufertigen. Emsiedel entwirft das Bild, das alle Angaben des Königs berücksichtigt, und reicht es am 27. Februar ein. Dem Könige gefällt



Eisernes Kreuz
Zeichnung von Emsiedel

die Form nicht. Er zeichnet selbst das Kreuz, wie es sich seinem geistigen Auge darstellt, und sendet die Skizze an Schinkel nach Berlin, damit dieser sie künstlerisch gestalte. Schinkel erledigt den königlichen Auftrag umgehend. Seine Zeichnung — sie ist jetzt im Besitz des Schinkelmuseums in

Charlottenburg und wird in diesem Jahre in Breslau ausgestellt werden — ist bereits am 13. März in den Händen des Königs. Sie stellt die uns wohlbekannte Form des Eisernen Kreuzes dar. Bereits am 10. März — am Geburtstage der Königin Luise — hatte der König die Stiftungsurkunde unterzeichnet und eine Ordre an die Generalordenskommission in Berlin gesandt, die Anfertigung des Kreuzes sofort zu veranlassen.

Hier taucht die Frage, wo das Eiserne Kreuz gegossen worden sei, von selbst auf. In der vorhin erwähnten Ordre des Königs heißt es: „Das Kreuz der beiden Klassen sowie das Großkreuz wird in Berlin angefertigt und soll demnächst der Generalordenskommission ein Probekreuz übersandt werden.“ Der Verfasser des vorliegenden Artikels wandte sich an die genannte Behörde und bat, ihm mitzuteilen, was die Akten über den weiteren Verlauf der Angelegenheit sagen. Er erhielt folgenden



Eisernes Kreuz
(Rückseite, Originalgröße)

Befcheid: „Nach den diesseitigen Akten sind die Bestellungen auf das Eiserne Kreuz von 1813 seinerzeit von der Generalordenskommission an das hiesige Königlich Brandenburg-Preussische Oberbergamt gerichtet worden. Letzteres hat sodann die damalige Königliche Eisengießerei hierselbst mit der Anfertigung der Gußstücke beauftragt.“

Gibt man sich mit dieser Mitteilung zufrieden, so ist die oben gestellte Frage beantwortet: Das Eiserne Kreuz von 1813 ist in Berlin gegossen worden. Aber diese Annahme wird schon durch Bedenken allgemeiner Natur erschüttert. Die Königliche Eisengießerei in Berlin wurde im Jahre 1805 angelegt. Weil sie für die Gußarbeit kein geschultes Personal besaß, wurden ihr mehrere tüchtige Former von der Königlichen Hütte in Gleiwitz überwiesen, deren Gießerei seit dem Jahre 1796 bestand. Die Berliner Gießerei steckte mit ihren Leistungen noch in den Kinderschuhen, als der Feind 1806 die Hauptstadt besetzte und damit die Entwicklung des Werkes lähmte. Die Geschützgießerei wurde im Jahre 1809 nach Gleiwitz verlegt, und hierher siedelte auch der Berliner Gießereidirektor Reisinger über. 1813 kam er zum zweiten Male nach Gleiwitz, um den Guß der metallenen Geschütze zu leiten. Nun sollte die Berliner Gießerei in kurzer Zeit viele Tausende von Ordenskreuzen liefern? Diese Aufgabe muß ihre Kräfte überstiegen haben; denn bis zum Ende des Monats April (in einer Zeit von sechs Wochen) konnten nur 90 Kreuze hergestellt werden (die Gleiwitzer Gießerei produzierte 1811 außer 32 Geschützen und 3000 Zentnern Munition 15 127 Medaillen und Verzierungen). In den letzten Tagen des April wurden die ersten Kreuze bereits verliehen, und im Mai liefen (nach den Schlachten von Groß-Görschen und Bautzen) Hunderte von Anträgen auf Verleihung ein. So antwortete der König auf einen Antrag Yorks nach der Schlacht von Groß-Görschen: „Kann doch unmöglich gleich allen das Eiserne Kreuz bewilligen; haben mir übrigens sehr viele dazu vorgeschlagen.“ Die Berliner Gießerei konnte damals auch nicht ihre ganze Leistungsfähigkeit entfalten, da sie noch immer mit einem Besuche der Franzosen rechnen mußte. Diese hatten schnell begriffen, welche gefährlicher Gegner ihnen in dem einfachen Eisernen Kreuze erwachsen war, und bei einer Besetzung Berlins wären sie an der Ursprungsstätte des verhaßten Zeichens sicher nicht vorübergegangen.

In dieser Zeit muß die Gleiwitzer Hütte, die mit dem Guß von Geschützen und Munition fieberhaft beschäftigt war, bei der Herstellung des Eisernen Kreuzes helfend eingesprungen

sein. Freilich fehlt für diese Annahme der sicherste Beweis: der schriftliche Auftrag, der doch dem Gleiwitzer Hüttenamte zugegangen sein muß. In dem noch vorhandenen Aktenmaterial von 1813 konnte dieses Schriftstück nicht aufgefunden werden. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß der Direktor Reisinger in dieser Zeit nach Gleiwitz gekommen ist und den Auftrag mündlich überbracht hat. Möglich ist es auch, daß der schriftliche Auftrag dem Aktenstücke einverleibt war, das eine Notiz im Archiv des Gleiwitzer Hüttenamts als „Act. betreffend die Anfertigung des Ordenszeichens vom Eisernen Kreuz — Vol. I —“ bezeichnet, und das später mit anderen Akten an das Oberbergamt in Breslau gesandt worden sein soll. Aber weder diese Behörde noch das Königliche Archiv wissen etwas über den Verbleib dieses Aktenstückes anzugeben.

In dem Archiv des Gleiwitzer Hüttenamts hat sich ein Aktenstück erhalten, das handschriftliche Aufzeichnungen über die Entwicklung des Hüttenwerkes von seinen Anfängen an bis zum Jahre 1828 enthält. Der Verfasser ist der Hüttendirektor Schulze, der von Reden als Hüttengehilfe angestellt worden war und sich durch seine Fachkenntnis und durch die umsichtige und energische Leitung des Werkes zum Direktor aufgeschwungen hatte. Er schildert in seiner Geschichte jedes einzelne Betriebsjahr, registriert gewissenhaft alle Neuerungen im Betriebe und gibt eine spezialisierte Uebersicht über die jährliche Produktion. Während er nun den Geschützguß im Jahre 1813 bis ins einzelne beschreibt, erzählt er von der Herstellung des Eisernen Kreuzes nichts. In der Uebersicht der jährlichen Produktion verzeichnet er 9179 Medaillen und Verzierungen und ergänzt diese Notiz durch die trockene Notiz: „worunter auch viele Eiserne Kreuze waren“. Vielleicht genügte ihm hier diese kurze Bemerkung, weil ein ausführlicher Bericht über den Guß des Ordenskreuzes in dem eben erwähnten Aktenstücke enthalten war.

In einem anderen Schriftstück des Gleiwitzer Hüttenamts findet sich folgende Stelle: „Die zu jener Zeit“ — gemeint sind die Jahre 1813/15 — „verliehenen Kriegsdenkmünzen stammten sämtlich aus Gleiwitzer Werkstätten.“ Solche Denkmünzen sind u. a. zur Erinnerung an Blüchers Uebergang über die Elbe am 3. Oktober 1813, an die Völkerschlacht bei Leipzig und an die Schlacht bei Waterloo gegossen worden. Die Stücke, die sich aus jener Zeit erhalten haben, zeigen eine vollendete Feinheit in der Ausführung. Die Gleiwitzer Hütte hat Tausende solcher Denkmünzen gegossen, und dazu muß sie doch auch den Auftrag von der zuständigen Behörde erhalten haben.

Da dieses Schreiben ebenfalls nicht aufzufinden ist, darf man wohl schließen, daß ein Teil der Akten, die Aufzeichnungen über den Kunstguß von 1813 enthalten haben, verloren gegangen ist, und daß in diesen Akten auch die Mitteilungen über die Herstellung des Eisernen Kreuzes enthalten waren.

Aus diesen Darlegungen geht sicher hervor, daß an dem Guß des berühmten Kreuzes die Berliner und die Gleiwitzer Gießerei beteiligt waren. In Gleiwitzer Kreisen hörte ich öfter die Behauptung, daß sogar die Matrize noch vorhanden sei, nach der das Eisene Kreuz von 1813 gegossen worden sein sollte. An

zuständiger Stelle wurde ich belehrt, daß von einer Matrize nicht die Rede sein könne, weil zum Gießen damals Sandformen benutzt worden sind. Einige im Jahre 1813 hergestellte Eisene Kreuze sind mit eisernen Ringen, eisernem Schmuck und anderen Kunstgußstücken in zwei Schaukästen vereinigt, die das Königliche Hüttenamt zu Gleiwitz zusammengestellt hat. Die Kästen erregten schon auf der Ostdeutschen Ausstellung in Posen das lebhafteste Interesse der Besucher und werden auch auf der diesjährigen Breslauer Ausstellung eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges bilden.

Ustergesängel

Schmagufter, schmagufter, Ann Marie,
 Hal stille, ich tu dir kee Brintel wiß.
 Ich wer' dich nich lange zerpuchen,
 Wenn du mir und tußt mir was schenken.
 Ich ja dir'ich aber, ich wil kee Kuchen.
 Ich mag o kee rutbemooltes Ee, —
 Ich bin ih kee sitter Hans-Jürge meh', —
 Ich wil dei Herzel, dei Herzel han
 Und Guschel, su viel ich ihr' kan dertran,
 Und ercht nich lange bedenken!

Karl Klings

Die Tuchmacherzunft in Oberschlesien

Von M. D w o r s k i in Hohenlinde O.-S.

Seit altersher war Wollentuch als Hauptbestandteil der Kleidung eines der wichtigsten Industrie- und Handelsartikel, zumal leinene Leibwäsche zu tragen erst Ende des fünfzehnten Jahrhunderts allgemein wurde. In Schlesien ist der Handel mit Tuch älter als die einheimische Tuchmanufaktur. Die Kaufleute, auch Gewandschneider genannt, hatten das Recht, dem Käufer nach der Elle Tuch zu schneiden; die Tuchmacher dagegen durften die von ihnen verfertigte Ware ursprünglich nur in ganzen Stücken absetzen. So geschah es nun, daß die Großhändler den Kleinhandel betrieben, die Handwerker den Verkauf im Großen hatten. Erst allmählich erlangten die Wollenweber das Vorrecht der Kaufleute, nämlich nach der Elle ihr selbstgefertigtes ungefärbtes Tuch abzusetzen. Die Großhändler erwarben das Landtuch von den einheimischen Webern, das Schöngewand aber bezogen sie besonders aus Flandern, woher auch Tuchmacherfamilien in unsere Gegend einwanderten.

Die Zunft der Tuchmacher bestand in Oberschlesien schon 1361, was aus Urkunden von 1361 und 1380 ersichtlich ist. Nach diesen war den Sohrauer Wollenwebern — und nur diesen allein — von dem Landesfürsten für einen Geldzins vergönnt, das von ihnen verfertigte wollene Gewebe im Einzelhandel am Orte zu verkaufen. Daß gegen diese Vergünstigung die Tuchhändler opponierten, ist ersichtlich aus einer Urkunde, worin Stadtvogt, Magistrat und die Geschworenen aufgefordert werden, die Wollenweber in ihrem von Herzog Nicolaus (von Ratibor) erworbenen Rechte zu schützen, und aus einer andern, worin sie nach dem Tode desselben Herzogs dessen Nachfolger um Bestätigung des Vorrechtes ersuchen. Ladislaw scharft ihnen aber in dem erneuten Privilegium ausdrücklich ein, daß sie nicht etwa in den Nachbarstädten Tuch kaufen, um es in Sohrau abzusetzen, was nur den Tuchkaufleuten von altersher erlaubt sei.

Herzog Johann I. und seine Gemahlin hatten am 26. Dezember 1368 in Ratibor ein Kanonikat gestiftet und zu dessen Dotation unter anderen Bezügen auch drei Mark Prager Groschen von den Wollwebern in Sohrau und eine halbe Mark von einem Gewandschneider daselbst bestimmt. In der Zunftlade befinden sich noch Quittungen, welche die Kanoniker aus Ratibor über die geleisteten Jahreszinsen von 2 Talern, 24 Groschen ausstellten.

Die Herzöge Nicolaus und Wenzel gaben den Tuchmachern zu Ratibor am 23. Januar 1431 besondere Privilegien. Sie bewilligten, daß zum Martini-Markt in Ratibor keine Fremden Tuch, dessen Elle 4 Groschen oder darüber kostet, ellenweise schneiden dürfen, aber die Ratiborer Tuchmacher dürfen es auch in den Städten, woher jene Fremden kommen. Die Fremden, welche die Ratiborer Tuchmacher frei schneiden lassen, sollen ohne Verhinderung der Ratiborer schneiden und nach der Elle verkaufen, es sei teurer oder billiger, und zwar soll das Tuch, dessen Elle über 4 Groschen kostet, jeder Fremde am Jahrmarkt vor den Ratiborer Tuchmachern schneiden, desgleichen dürfen die Ratiborer volle Freiheit haben, ihr Tuch ellenweise zu verkaufen durch das ganze Jahr an Markt- oder gewöhnlichen Tagen auf dem Markte, oder in ihren Häusern unter dem Rathause vor den Kaufleuten auf folgende Weise: wer Tuch fabriziert, soll es ordentlich machen; wenn ein Fremder, in der Stadt oder Vorstadt Ratibor angefahren, Tuch heimlich im Hause oder im Winkelraum unter dem Rathause schlechte Ware verkauft und dabei betroffen wird, dem soll das Tuch genommen und zum Stadtrat gebracht werden.

Auch sollen und können die Tuchmacher aus Sohrau zu jeder Schaffsur von Ostern bis Michaeli drei Freimärkte haben, Wolle nach Stein (22 Pfund) oder im Pack kaufen ohne Hindernis seitens der Ratiborer; aber die steuerpflichtigen Sohrauer und auswärtige Fremde dürfen Wolle weder im Pack, noch nach Gewicht das ganze Jahr hindurch, mag es sein, wo es wolle, kaufen, außer am Jahrmarkt.

Zunächst war das Tuch, welches vom Webstuhl kam, dünn und locker; es enthielt auch noch das beim Krämpeln des Streichgarnes in die Wolle gebrachte Oel. Um letzteres zu entfernen und das Tuch zugleich dichter zu machen, wurde es gewalkt, d. h. von Walkhämmern unter stetem Umwenden längere Zeit geschlagen und gedrückt.

Die meisten Innungen bildeten je eine fromme Bruderschaft, welche für die religiöse Befriedigung der Mitglieder sorgte. Das Wachs, welches bei der Aufnahme in die Zunft oder in Straffällen entrichtet ward, diente zu

Kerzen bei dem Gottesdienste, bei Begräbnissen und bei der Fronleichnamsprozession.

Graf Promnitz hatte 1657 die Tuchmacher in Pleß und Berun dahin privilegiert, daß kein Fremder am Hedwigs- und Michaelismarkt verkaufen dürfe, und der Magistrat in Pleß verbot auswärtigen Tuchmachern, die Märkte zu beziehen. Die königliche Regierung verfügte jedoch, daß jede Beschränkung des Marktverkehrs nachteilige Folgen für den Handel habe, da das Publikum sonst in Gefahr komme, teuer zu kaufen, und hob die Verfügung des Magistrats auf. —

Schon früher hatten sich die Tuchmacher dahin geeinigt, daß jeder, der Meister werden wollte, für das Meisterrecht 10 Taler, zur Walke 25 Taler, zum Leinentuch und Wachs 3 Taler 3 Silbergroschen zahle, wofür die Reparaturen der Walke und die Anschaffung der Begräbnismäntel besorgt werden sollten; der Sohn eines Tuchmachers zahlte nur für das Meisterrecht 5 Taler, da seine Eltern die Walke geerbt. Jeder Meister hatte die Walke frei und entrichtete nur das Arbeitslohn von vier Pfennigen pro Stück. Bei dem Eintritt in die Zunft stand ihm später auch ein Anteil an den Tuchlieferungen zu.

Da Tücher und Wollwaren in Schlesien guten Abgang hatten, war die Breslauer Kammer darauf bedacht, daß es den inländischen Wollfabrikanten am nötigen Material nicht fehle. Sie verordnete 1759 bei den Magistraten zu Neiße, Neustadt, Leobschütz, Ratibor, Sohrau, welche Städte Wollmärkte hatten, daß Fremde (Oesterreicher und Sachsen) auf Wollmärkten erst am vierten Tage zu kaufen berechtigt seien.

In der preussischen Periode brachte es die Zunft in Oberschlesien zu einer großen, wenn auch kurzen Blüte.

Durch zahlreichen Beitritt junger Meister und durch hergezogene Ausländer hatte sich die Zunft ansehnlich verstärkt. 1786 errichtete sie zu Sohrau eine Woll-Spinnmühle. Die Zunft sorgte für Spinnräder; ein Lehrling konnte die Kunst in ein bis zwei Wochen erlernen und hatte Kost und Wohnung frei; beim Abschied erhielt jede ausgelehrte Person ein Spinnrad und einige Pfund Wolle.

1791 war guter Absatz nach Rußland, in die Türkei und Polen, der jedoch bald wieder abnahm. 1797 stieg der Bedarf wieder. Seit 1798 erschloß sich ein neuer Absatz nach Oesterreich. 1801 eröffnete sich wieder der Absatz weißer Tücher nach Rußland mit sofortiger Barzahlung; die Bestellungen konnten damals nicht einmal bestritten werden.

Damit war der Höhepunkt der Blütezeit erreicht, und von nun an ging es allmählich wieder abwärts.



Der König rief und — alle, alle kamen!
Gemälde von Eduard Raempfer
im
Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer